

Band 2777

Neuer Roman

BASTEI

G-man *Jerry Cotton*

Der Kriminalroman, von dem die Welt spricht

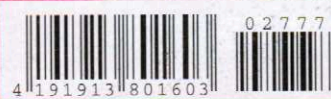


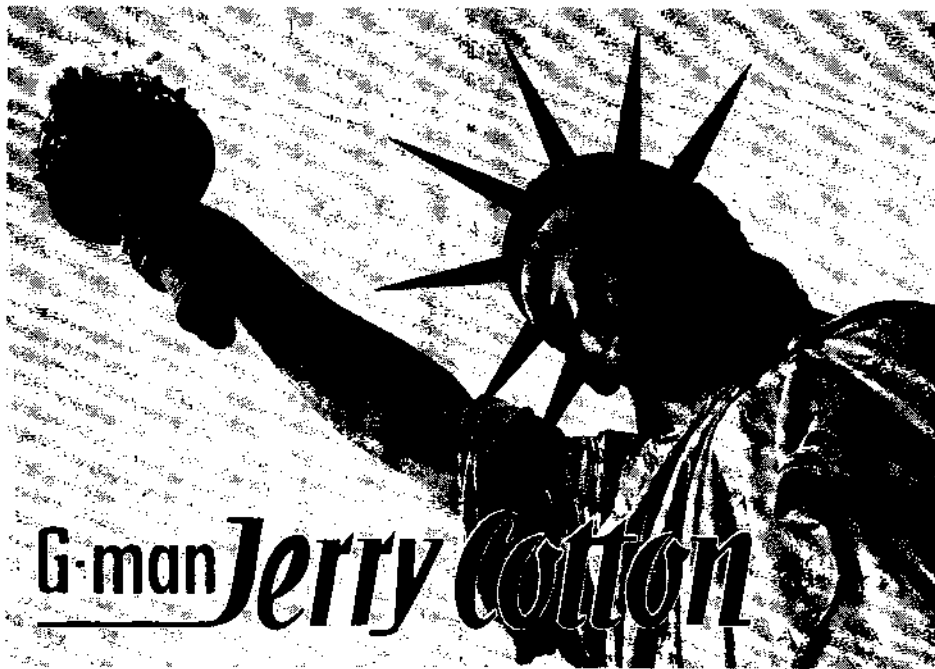
Flucht ohne Ausweg

Band 2777 • Deutschland 1,60 €

Österreich 1,90 € • Schweiz 3,20 CHF

Belgien 1,90 € / Luxemburg 1,90 € / Niederlande 1,90 € / Frankreich 1,90 €
Italien 1,90 € / Spanien 2,20 € / Griechenland 2,20 € / Portugal cont. 2,20 €





Flucht ohne Ausweg

Tief in seine Gedanken versunken starrte Randolph Carson durch die Windschutzscheibe nach vorn. Er achtete nicht auf den Mann, der auf dem dunklen Gehsteig neben der Straße herging. Er sah nicht, wie schwerfällig sich der Mann bewegte, wie viel Mühe er hatte, auf den Beinen zu bleiben.

Erst als der Mann plötzlich nach links abbog und auf die Fahrbahn torkelte, nahm Carson ihn wirklich wahr.

Carson stieg hart auf die Bremse und riss das Lenkrad nach links.

Für eine kurze Sekunde erfassten die Scheinwerfer den Mann. Er war stehen geblieben. Aus schreckgeweiteten Augen im blassen Gesicht starrte er dem Fahrzeug entgegen. Er riss beide Arme nach oben, als könne er damit den Wagen aufhalten.

Carson hörte einen dumpfen Schlag. Es klang wie ein Hieb auf eine gewaltige Blechtrommel. Der Mann wurde durch die Luft geschleudert, überschlug sich, fiel hart auf den Asphalt nieder und blieb liegen.

Carson sah es nicht. Er war voll auf damit beschäftigt, seinen Wagen unter Kontrolle zu bringen. Der alte Buick schleuderte und schlingerte, neigte sich bedenklich auf die rechte Seite, stand einen Augenblick lang nur auf zwei Rädern und blieb dann endlich quer auf der Straße stehen.

Durch das Seitenfenster blickte Carson zurück. Er sah die reglose Gestalt auf der Straße, aber er empfand kein Mitleid oder Bedauern. In seinem Kopf hatte nur ein Gedanke Platz: Er musste weg von hier. Er musste verschwinden, bevor andere Fahrzeuge auf der einsamen nächtlichen Straße auftauchten.

Carson fuhr los. Er blickte nicht mehr zurück.

Er sah nicht den Mann, der eben auf dem Gehsteig in den Lichtschein einer Straßenlampe trat, hinter ihm herblickte und dann ein Mobiltelefon aus der Tasche zog.

Der Mann wählte eine Nummer.

»Ich muss einen Unfall melden«, sagte er. »Fahrerflucht. Ich glaube, das Opfer ist tot. Das amtliche Kennzeichen? Ja,

das konnte ich erkennen, bevor der Drecksack abhaute ...«

⊙

Angus McLeod lehnte sich leicht gegen das Geländer seines Wachturms, sein Gewehr lässig in der Hand. Durch die dunklen Gläser seiner Sonnenbrille blickte er hinab auf den Gefängnis-hof.

Etwa 100 Männer waren dort unten, Männer aller Rassen und jeden Alters, Männer mit unterschiedlicher Herkunft und mit unterschiedlichem Lebenslauf, intelligente Männer, dumme Männer, reiche Männer und arme Schlucker. Trotzdem sahen sie alle gleich aus in ihrer schlichten Gefängniskleidung.

Einige von ihnen schlenderten über den Hof, andere standen in kleinen Gruppen beisammen, manche saßen auf dem Boden, mit dem Rücken an den Zellentrakt gelehnt, und ließen sich von der Mittagssonne wärmen.

McLeod war schon seit Jahren Gefängniswärter, aber immer noch fragte er sich, was wohl in den Gefangenen vor sich ging, in ebendiesem Augenblick. Er stellte sich vor, dass einige von ihnen von ihrer bevorstehenden Entlassung träumten und von dem Leben, das sie danach führen würden. Vielleicht hatten sie sich vorgenommen, in Zukunft Straftaten zu vermeiden. Vielleicht waren sie auch nur entschlossen, sich bei ihren Gaunereien nicht mehr erwischen zu lassen.

Einige planten in ebendiesem friedlichen Augenblick schon ihren nächsten Coup. Und einige begingen eben jetzt eine Straftat. Sie verkauften Rauschgift,

Titelfoto: Film: »Man on Fire« / ddp images

Die auf unseren Titelbildern dargestellten Schauspieler stehen in keiner Beziehung zu dem Romantitel und dem Inhalt dieses Bastei-Romans.

das sie sich, weiß der Himmel wie, ins Gefängnis hatten schmuggeln lassen. Oder eine Stichwaffe, die sie sich in der Gefängniswerkstatt aus einem Schraubenzieher angefertigt hatten. Vielleicht würde das Opfer ein Zellengenosse sein, oder einer der Wärter. Vielleicht auch McLeod selbst.

McLeod war so in Gedanken versunken, dass er nicht auf das Geräusch des Hubschraubers achtete. Hubschrauber flogen öfter am Gefängnis vorbei. Manchmal kam auch irgendein wichtigtuerischer Politiker mit dem Helikopter hierher, um eine Inspektion durchzuführen, über die dann die Journalisten, die ihn begleiteten, ausführlich berichteten.

Als der Lärm des Motors und der Rotorblätter so stark wurde, dass er McLeods Gedanken störte, stieß der Wärter sich vom Geländer ab, fasste sein Gewehr etwas fester und ging ohne Hast auf der Balustrade um den Wachturm herum.

Der Hubschrauber kam genau aus der Sonne im Süden. Obwohl McLeod seine Schirmmütze tief ins Gesicht gezogen hatte und seine Augen von einer dunklen Sonnenbrille geschützt waren, konnte er ihn kaum erkennen.

McLeod kniff die Augen fester zusammen. Jetzt schien ihm, dass eine Tür auf der linken Seite geöffnet war, hinter dem Pilotensitz. Ein Arm erschien in der Tür und schleuderte irgendeinen Gegenstand in Richtung auf den Turm, auf dem McLeod stand.

McLeod riss das Gewehr an die Schulter, um zu schießen. Aber der Hubschrauber, der eben noch in der Sonne geblitzt hatte, war plötzlich nicht mehr zu sehen. Eine graue Wolke breitete sich über McLeod aus, wie eine Nebelwand, die den blauen Himmel verdunkelte. Irgendwo über dieser Nebelwand dröhnte der Hubschrauber.

McLeod schoss.

Bevor er zum zweiten Mal abdrücken konnte, spürte er das Brennen in seinen Augen und einen ekelhaften Geschmack in seiner Kehle. In seinen Lungen brannte ein höllisches Feuer, ein übler, beißender Gestank nahm ihm den Atem.

McLeod ließ das Gewehr fallen und sank in die Knie. Er presste beide Hände vor Mund und Nase, aber das Feuer in seinen Lungen und der Gestank wurden nicht geringer. Er beugte sich nach vorn und übergab sich.

Den Hubschrauber hatte er bereits vergessen. Er sah nicht, dass der Hubschrauber über die hohe Gefängnismauer hinwegflog, zwischen zwei Wachtürmen. Er sah nicht, dass eine weitere Rauchbombe in den Hof fiel und sich sofort dichter Nebel ausbreitete. Und er sah nicht, dass die Gefangenen in alle Richtungen davonrannten, sich dann irgendwo zu Boden warfen und sich die Seele aus dem Leib kotzten, so wie er selbst.

Nur einer der Gefangenen rannte nicht davon. Er hatte sich ein Taschentuch vor Mund und Nase gebunden und rannte auf die Mitte des Hofes. Genau über ihm blieb die riesige Libelle stehen. Eine Strickleiter wurde herabgeworfen.

Der Gefangene griff mit beiden Händen danach und hielt sich fest.

Einen Sekundenbruchteil später erhob sich der Hubschrauber steil in die Luft, legte sich zur Seite, überquerte die Mauer und entfernte sich schnell in westlicher Richtung.

Irgendwo krachten Gewehrschüsse, aber keine der Kugeln schien den Helikopter zu treffen oder den Mann,

der sich mit Armen und Beinen an die Strickleiter klammerte.

⊙

Mr High hatte ein Dutzend seiner Special Agents in einem Besprechungszimmer versammelt. Er stand neben einem Tisch, auf dem ein riesiger Flachbildschirm aufgebaut war, mindestens einen Quadratmeter groß, und deutete mit einem Stock auf die Luftaufnahme eines Gefängnisses.

»Deanville«, sagte er. »Keines der großen Gefängnisse dieses Landes und keines der wichtigen. Kein Sammelpunkt der kriminellen Elite. Scheckfälscher, Leute, die einen Gemüseladen überfallen haben, Steuerbetrüger, Totschläger, Zuhälter und ein paar Kinderschänder. Ein Durchschnitt der Gesellschaft also.« Mr High erlaubte sich ein kaum merkliches Lächeln. »Jedenfalls ein Durchschnitt der Gesellschaft, die man in solchen Gefängnissen antrifft. Keine Serienmörder, keine Terroristen, keine Staatsfeinde, keine Landesverräter.«

Er machte eine kurze Pause.

»Ich hoffe, ich langweile Sie nicht zu sehr, Agent O'Hara«, sagte er dann. »Ich habe den Eindruck, dass Sie nur mit Mühe ein Gähnen unterdrücken können.«

Sean O'Hara war einer unserer jüngsten Kollegen, erst vor einem Monat von der FBI-Akademie in Quantico zu uns gekommen. Sein feuerrotes Haar verriet ebenso deutlich wie sein Name, dass er irischer Abstammung war.

Er saß links neben mir, nicht nur hier, sondern auch in der Kantine und in dem Büro, das ich sonst nur mit Phil Decker teile. Nur in unserem Dienstwagen saß er hinter uns. Mr High war der Meinung, dass der junge Bursche noch eine Menge zu lernen hatte, und er hielt Phil und mich für fähig, dem Anfänger alles bei-

zubringen, was er können musste, um ein brauchbarer G-man zu werden.

O'Hara lief rot an wie ein bei einem Streich ertappter Schuljunge.

»Keineswegs, Sir!«, versicherte er. »Ich folge Ihren Ausführungen mit allergrößtem Eifer und dem gebührenden Respekt.«

Erst als ein Kollege hinter uns lachte, kam ihm der Gedanke, dass seine Worte vielleicht wie Spott geklungen hatten. Er wurde noch verlegener. Sein Kopf war jetzt rot wie eine Tomate.

»Ich ... ich wollte nur sagen, dass das, was Sie eben sagten, uns allen bekannt ist. Wir haben ja die Meldung gelesen. Aber ich würde gern etwas über den Gefangenen hören, der geflohen ist. Hier sind die Informationen, offen gesagt, reichlich dürftig.«

Mr High lächelte. Er erinnerte sich wohl an die Zeit, als er selbst ebenso jung und unerfahren gewesen war wie O'Hara.

»Sie kommen sofort zum Kern der Sache, Agent O'Hara. Das gefällt mir. Aber ich muss gestehen, dass auch meine Informationen reichlich dürftig sind.«

Mr High deutete wieder auf den riesigen Bildschirm. Dort erschien jetzt das Gesicht eines Mannes mit kurzgeschnittenem Haar. Ein Dutzendgesicht, dem niemand einen zweiten Blick gegönnt hätte, wenn der Mann nicht Sträflingskleidung getragen hätte. Vor seiner Brust hielt er mit der rechten Hand eine Tafel mit einer Nummer.

»Der Gefangene heißt Randolph Carson«, fuhr Mr High fort. »Aber das ist auch so ziemlich alles, was wir über den Mann wissen. Er war ein kleiner Angestellter in einer Spedition, durchschnittlich tüchtig, durchschnittlich fleißig, durchschnittlich zuverlässig. In jeder Beziehung unauffällig. Bis zu dem ganz gewöhnlichen Tag, an dem er bei der Heimfahrt von der Arbeit mit seinem

ganz gewöhnlichen Buick einen ganz gewöhnlichen Fußgänger überfuhr.«

»Pete Monroe«, warf O'Hara ein.

Wieder lächelte Mr High.

»Da Ihre Informationen offenbar ebenso gut sind wie meine, sollten Sie vielleicht vortreten und den Kollegen verraten, was Sie wissen.«

O'Hara schüttelte entsetzt den Kopf.

»Carson war nicht schuld an dem Unfall«, berichtete Mr High weiter. »Das Opfer war betrunken und torkelte plötzlich auf die Straße. Carson konnte nicht mehr ausweichen. Aber dann tat er etwas, was ihm niemand zugetraut hätte: Er trat aufs Gaspedal und raste davon, ohne sich um sein sterbendes Opfer zu kümmern. Fahrerflucht. Deshalb kam er ins Gefängnis. Von seiner Strafe hatte er gerade mal zwei Wochen abgesessen. So unauffällig wie früher, vor seinem Unfall.«

Mr High deutete wieder auf den Bildschirm. Wieder erschien darauf ein Bild des Gefängnisses, offenbar von einem Wachturm aus aufgenommen. Es sollte wohl den Hof zeigen, aber es war nicht viel mehr zu sehen als eine grauschwarze, gelblich schimmernde Nebelwolke, die den Hof füllte und bis über die Dächer der Gebäude aufstieg.

»Dieses Bild wurde von einem der Wächter auf einem Turm aufgenommen, während er sich gerade über die Brüstung in den Hof erbrach. Er hatte auch noch die Geistesgegenwart, die Kamera auf den Hubschrauber zu richten.«

Auf dem Bildschirm erschien jetzt ein Hubschrauber, leider sehr unscharf und verwackelt. Die Automatik der Kamera war wohl nicht mehr dazu gekommen, die Entfernung einzustellen.

»Der Wärter hätte lieber mit einem Gewehr auf den Hubschrauber schießen sollen als mit einer Kamera«, murmelte einer der Kollegen.

»Es wurden mehrere Schüsse abgefeuert, aber sie haben wohl keinen Schaden angerichtet«, sagte Mr High. »Nun, Kollege O'Hara, was erkennen Sie auf diesem Bild?«

O'Hara starrte eine halbe Minute lang auf den Bildschirm. Wieder lief sein Gesicht vor Verlegenheit rot an.

»Nichts«, bekannte er schließlich kleinlaut.

»Damit haben Sie die Situation treffend geschildert«, sagte Mr High: »Das Foto ist leider eines der miserabelsten Beweisstücke, die ich je gesehen habe. Aber man kann dem Wärter keinen Vorwurf machen. Er hatte in diesen Sekunden das Gefühl, an dem Giftgas zu ersticken. Was wir erkennen können, ist lediglich, dass es sich tatsächlich um einen Hubschrauber handelt und dass ein Mann unter ihm an einer Strickleiter hängt.«

»Die Aufschrift auf dem Hubschrauber ist völlig unlesbar«, sagte mein indianischer Kollege Zeerookah. »Immerhin scheint es sich um einen kleinen Hubschrauber zu handeln, gerade groß genug für zwei Piloten und zwei Passagiere. Weiß man schon, um welches Modell es sich handelt?«

»Das herauszufinden ist ein Teil des Auftrags, den man uns erteilt hat«, antwortete Mr High. »Das Gefängnis liegt in unserem Staat und der entflohene Gefangene lebte hier in New York. Aber vermutlich ist er in einen Nachbarstaat geflohen. Also sind wir zuständig.«

»Ein Hubschrauber, Nebelbomben, giftige Chemikalien ... Ziemlich viel Aufwand für einen so unbedeutenden Gefangenen wie Randolph Carson«, sagte Phil rechts von mir.

»Genau das ist es, worüber man sich höheren Ortes den Kopf zerbricht«,

nickte Mr High. »Der unscheinbare, in jeder Hinsicht durchschnittliche kleine Angestellte Carson kann doch nicht ganz so unwichtig sein, wie wir bisher glaubten. Irgendwer scheint großes Interesse an ihm zu haben.«

Auf dem Bildschirm erschien jetzt wieder ein Foto von Carson. Diesmal trug er Zivilkleidung. Die Aufnahme stammte also aus der Zeit bevor er ins Gefängnis kam.

»Unsere Aufgabe ist es, herauszufinden, wer Carson befreit hat und warum«, sprach Mr High weiter. »Da unser Kollege O'Hara sich offenbar schon gründlich in den Fall eingearbeitet hat, scheint er mir bestens dazu geeignet, ihn auch zu bearbeiten. Sie, Phil und Jerry, werden ihn dabei mit Ihren schwachen Kräften ein wenig unterstützen.«

Die Kollegen lachten, Mr High lächelte, Phil grinste. Nur O'Hara sah aus, als würde er am liebsten im Erdboden versinken.

⊙

Das Zimmer war klein, die wenigen Möbel alt und schäbig, das Fenster war kaum mehr als ein Loch in der Wand, gerade so groß wie eine aufgeschlagene Zeitung. Von der linken unteren zur rechten oberen Ecke lief ein Sprung quer durch das Glas.

Wer an diesem Fenster stand und hinausblickte, sah nicht viel mehr als eine kaum befahrene Straße fünf Stockwerke tiefer.

Die Tür des Zimmers machte einen sehr stabilen Eindruck, aber sie stand weit offen. In ihrem Rahmen stand ein gut gekleideter schlanker Mann und blickte auf Carson nieder, der auf dem schlichten Bett lag, die Arme unter dem Kopf verschränkt, und hinauf zur Zimmerdecke mit der kahlen Birne blickte.

»So war das nicht abgemacht«, sagte

er. »Ich komme mir immer noch vor wie in einer Zelle. Der einzige Vorteil ist, dass ich jetzt keinen schwulen Neger als Zellengenosse habe.«

»Zugegeben, das ist kein Fünfsternehotel«, sagte der Mann in der Tür grinsend. »Aber wer gerade aus dem Gefängnis kommt, sollte eigentlich nicht sehr verwöhnt sein.«

»Ich war nicht lange genug hinter Gittern, um zu lernen, meine bescheidenen Ansprüche noch weiter herunterzuschrauben. Das Leben in Freiheit habe ich mir wirklich anders vorgestellt.«

»Es wird anders werden. Sie müssen sich nur ein wenig gedulden. Vorerst sucht man im ganzen Land nach Ihnen. Erst müssen wir Ihr Aussehen verändern, bevor Sie sich wieder auf die Straße oder in ein Hotel wagen können.«

»Und wie lange wird meine Umwandlung von der grauen Ameise in einen bunten Schmetterling dauern?«

»Passende Kleidung für Sie wird gerade besorgt. Wenn Ihre Haare etwas länger sind ...«

»Es gibt Toupets«, unterbrach Carson den Mann an der Tür.

»Richtig, aber die müssen auch erst nach Maß angefertigt werden, um wirklich zu passen.«

Carson richtete sich auf seinem Bett auf.

»Ich möchte den Boss sprechen«, sagte er.

»Das werden Sie, Mister Carson. Und zwar schon sehr bald.«

»Ich brauche einen neuen Namen und neue Papiere. Die besten falschen Papiere, die es gibt.«

Der Mann in der Tür lächelte.

»Wofür halten Sie uns? Wir beschäftigen keinen Exsträfling, der in irgendeinem verschimmelten Hinterzimmer falsche Papiere anfertigt. Unsere Papiere sind echt, und die Stempel darauf auch. Sie sehen, wir lassen uns Ihr neues

Leben eine Menge kosten. Übrigens, welchen Namen möchten Sie in Zukunft führen?»

»Darüber muss ich erst nachdenken.«

»Je länger Sie nachdenken, desto länger wird es dauern, bis Sie die Papiere bekommen.«

»Da ich mit meinem neuen Namen vielleicht fünfzig oder mehr Jahre leben muss, will ich einen Namen haben, der mir gefällt. Auf eine Stunde mehr kommt es jetzt wirklich auch nicht mehr an.«

○

»Nun, Kollege O'Hara, wie sollten wir in diesem rätselhaften Fall vorgehen?«, fragte Phil, als wir wieder in unserem Büro waren.

»Bevor wir darüber nachdenken, wer Carson befreit haben könnte, sollten wir uns Gedanken darüber machen, warum er befreit wurde«, antwortete O'Hara.

»Blödsinn!«, knurrte Phil. »Warum flieht jemand aus dem Gefängnis? Weil es am Strand von Hawaii schöner ist als in einer Zelle im Bundesstaat New York.«

O'Hara sah ihn irritiert an. So mürrisch hatte er Phil noch nie erlebt.

Ich unterdrückte nur mit Mühe ein Grinsen. Offenbar machte es Phil Spaß, den strengen Lehrer zu spielen und den jungen Kollegen ein wenig einzuschüchtern. Ich beschloss, dieses Spielchen ein wenig mitzuspielen.

»Ich bin ganz Ihrer Meinung, Agent O'Hara«, sagte ich. »Welche Gründe für O'Haras Befreiung könnte es geben?«

»Tausende«, antwortete Phil an O'Haras Stelle. »Aus dem Stegreif würden mir ein paar Dutzend einfallen. Solange wir keine Fakten haben, an die wir uns halten können, sind alle Theorien reine Phantastereien. Sie führen zu nichts.«

»Also, welche Gründe könnte jemand haben, eine Null wie Mister Carson auf so spektakuläre Art aus dem Gefängnis zu holen?«, hakte ich nach.

»Sie gehen dabei von der Annahme aus, dass die ganze Idee von den Befreierern stammt. Es könnte aber leicht sein, dass Carson sie einfach angeheuert und bezahlt hat.«

»Stimmt«, nickte ich. »Ist aber ziemlich unwahrscheinlich. Eine solche Aktion kostet eine Menge Geld. Mehr Geld, als ein kleiner Angestellter wie Carson haben kann.«

»Vielleicht sind die Befreier Verwandte von ihm. Oder Freunde.«

»Mich würde keiner meiner Verwandten und Freunde aus dem Knast holen«, brummte Phil. »Es gibt sogar Leute, die mit Vergnügen helfen würden, mich dorthin zu bringen.«

»Es gibt sogar Leute, die sich wundern, dass du nicht schon längst dort bist«, spottete ich. »Also, O'Hara, lassen Sie uns an Ihren Gedanken und Überlegungen teilhaben!«

»Die Leute, die den Hubschrauber besorgten und auch einen Piloten, müssen aus Carsons Bekanntenkreis stammen«, sagte O'Hara. »Wildfremde Leute kann er nicht aus dem Gefängnis heraus anheuern. Es sind Freunde, Nachbarn, Berufskollegen ... Insgesamt könnten das hundert oder mehr Leute sein. Wenn wir die alle unter die Lupe nehmen, bedeutet das eine Menge Arbeit.«

»Es hat schon Fälle gegeben, in denen wir Tausende von Leuten überprüft haben«, sagte ich. »Wir haben ja nichts anderes zu tun. Dafür werden wir bezahlt.«

»Trotzdem erscheint es mir sinnvoll, eine Vorauswahl zu treffen und den in Frage kommenden Personenkreis einzu-

engen. Der Plan für die Befreiung Carsons kann erst nach seiner Verurteilung und Einweisung in Deanville gefasst worden sein. Also brauchen wir uns nur die Leute vorzunehmen, die seither Kontakt mit ihm hatten.«

»Ein brillanter Gedanke!«, lobte Phil. »Könnte fast von mir sein.«

»Es kostet nur eine Anfrage bei der Gefängnisleitung, um herauszufinden, wer ihn in den zwei Wochen seiner Haft besucht hat«, überlegte O'Hara weiter. »Sein Anwalt vielleicht, oder Verwandte. Allerdings ist es auch denkbar, dass der Kontakt zu den Befreibern durch einen seiner Mithäftlinge hergestellt wurde.«

»Kluges Kind!«, begeisterte sich Phil. »Er lernt viel schneller als du damals, Jerry. Aus dem kann noch was werden.«

»Ja, besonders wenn du ihn nicht dauernd bei seinen Überlegungen störst.«

»Die einzige konkrete Spur zu den Helfern, die wir bisher haben, ist der Hubschrauber«, sagte O'Hara. »Dieser Spur sollten wir zuerst folgen. Wir müssen herausfinden, um welchen Typ es sich handelt und ob irgendwo ein solcher Hubschrauber gestohlen oder gemietet wurde. Und wer einen solchen Hubschrauber besitzt.«

»Fein!«, sagte Phil. »Endlich wissen wir, wo's langgeht. So viele Jahre lang musste ich ganz allein die Denkarbeit leisten. Jetzt habe ich endlich einen Kollegen, der mich dabei unterstützt. Also, Jerry, besorge dir ein kluges Buch, in dem alle Hubschrauber der Welt abgebildet sind, und vergleiche die Bilder mit unserem leider so unscharfen Foto! Ich rufe das Gefängnis an und frage nach, mit wem Carson seit seiner Einlieferung Kontakt hatte, persönlich, schriftlich oder telefonisch.«

»Und was mache ich?«, fragte O'Hara.

»Ihnen fällt die wichtigste Aufgabe zu«, sagte Phil feierlich. »Sie besorgen mir eine Kanne Kaffee und zwei Donuts!«



Ich weiß nicht, ob es ein Buch gibt, in dem alle Hubschraubertypen abgebildet sind, die gegenwärtig am Himmel herumschwirren oder irgendwo auf der Welt in einem Luftfahrtmuseum stehen. Im Internet hätte ich vielleicht fündig werden können, aber diese Mühe ersparte ich mir.

Wozu hatten wir schließlich den Kollegen Donovan?

Mike Donovan ist unser Experte für alles, was von Menschen geschaffen ist und in der Luft herumfliegt. Vom selbstgefalteten Papierflugzeug seines fünfjährigen Sohnes bis zum Airbus A 380 kennt er alles, was auf diesem Gebiet je erfunden wurde. Etliche dieser Flugzeuge hat er auch schon selbst geflogen.

Ich suchte ihn also in seinem Büro auf und hielt ihm das Foto unter die Nase. Er blickte es mit dem Abscheu an, den andere Leute nur für Regenwürmer oder Maden aufbringen.

»Du warst wohl besoffen, als du die Aufnahme gemacht hast, wie?«

»So ungefähr muss der Gefängniswärter sich gefühlt haben«, nickte ich. »Er hatte Angst zu ersticken und kotzte sich die Scele aus dem Leib. Erstaunlich, dass er sich dabei noch aufraffen konnte, überhaupt ein Foto zu schießen. Unter solchen Umständen ist ein solches Bild noch das Beste, was man erwarten kann.«

»Eine miserable Aufnahme! Unscharf, verwackelt, unterbelichtet ... Das Ding sieht eher aus wie ein teuflisches Insekt aus einem Horrorfilm als wie ein Hubschrauber.«

»Ich bin nicht hier, um von dir Kunstkritik zu hören, sondern um ...«

»... um Antworten auf Fragen zu bekommen, die einem Laien wie dir beim Anblick dieses fotografischen Meisterwerks in den Kopf kommen«, vollendete Donovan den Satz.

Er holte eine Lupe aus einer Schublade seines Schreibtisches und betrachtete das Bild genauer.

»Manchmal wünschte ich mir, ich würde das Gesicht meiner Schwiegermutter so undeutlich sehen«, murmelte er. »Dann wäre sie mir viel sympathischer. Auch mit Lupe kann ich nichts erkennen. Aber wenn ich das Bild meinem Computer zu fressen gebe, lässt sich vielleicht was machen. Mit ein paar Bildbearbeitungstricks ... Na ja, ich will dich nicht mit Einzelheiten langweilen. Komm in einer Stunde wieder, dann kann ich dir wahrscheinlich sagen, um welchen Typ es sich handelt, und vielleicht sogar, welche Buchstaben und Zahlen auf den Rumpf gepinselt sind.«

»Und was kannst du jetzt schon sagen? Ganz ohne Computer, nur mit deinen kleinen grauen Zellen?«

»Es ist ein neueres Modell, hergestellt in den letzten zehn Jahren ungefähr. Das schränkt die Suche beträchtlich ein. Ziemlich klein, für vier Leute höchstens. Wenn ein Sitzplatz für den Mann da an der Strickleiter reserviert ist, können sich nur drei Personen im Helikopter befunden haben.«

»Ich schätze, es waren nur zwei«, widersprach ich. »Der Pilot und der Mann, der die Raubbomben und die Strickleiter hinunterwarf und dem geflohenen Häftling an Bord half. In solche Aktionen weicht man möglichst wenige Leute ein.«

»Das Ding ließe sich sogar mit einem einzigen Mann drehen. Man braucht nur einen Piloten. Der wäre zwar ziemlich beschäftigt, aber ein guter Mann schafft

das. Ich jedenfalls würde mir das zutrauen.«

»Ein solches Kunststück erwartet niemand von dir. Es genügt mir völlig, wenn du mir sagst, um welchen Typ es sich bei dem Hubschrauber handelt und wem er gehört.«

»Das ist viel schwieriger«, murmelte Donovan. »Aber ich werde es versuchen.«



Walter C. Forsythe war ein Mann mit vielen Talenten. Zum Beispiel spielte er konzertreif Cello. Das behaupteten jedenfalls seine Freunde. Also alle Leute, die geschäftlich von ihm abhängig waren und die er mit einem einzigen ungnädigen Blick ruinieren konnte. Er jonglierte mit Aktien und sonstigen Wertpapieren so geschickt wie ein Varieté-künstler mit Bällen.

Zudem galt er als einer der bestgekleideten Männer New Yorks. Wenn er ein neues Hemd brauchte, flog er nach London, um sich in der Bond Street ein Dutzend davon anfertigen zu lassen.

Auch bei seinen Mitarbeitern legte er größten Wert auf korrekte Kleidung. Zum Beispiel bei John Gilmore, der eben Forsytes Büro betrat.

Forsythe telefonierte gerade, in einer Sprache, die Gilmore für Chinesisch hielt. Oder Koreanisch oder Vietnamesisch. Für Gilmore war es unmöglich, diese Sprachen zu unterscheiden. Auch Fremdsprachen waren ein Talent, das Forsythe von seinen Mitarbeitern unterschied.

Forsythe nahm den Eintretenden nur mit einem kurzen Blick zur Kenntnis. Dabei redete er pausenlos in dieser sonderbar klingenden Sprache weiter.

Gilmore hatte das Gefühl, dass er Befehle erteilte.

Endlich legte Forsyte den Hörer auf und wandte sich Gilmore zu.

»Wie fühlt sich unser Gast?«, fragte er.

»Wird allmählich ungeduldig. Beginnt sich schon zu fragen, ob es im Gefängnis nicht angenehmer war als in dem Loch, in dem er jetzt sitzt.«

Forsyte nickte.

»Wir müssen ihm eine angenehmere Unterkunft besorgen. Einen Mann wie ihn darf man nicht verärgern. Er ist ein Köhner auf seinem Gebiet. Ein Spitzenmann. Ein wirkliches Ass.«

»Der?«, wunderte sich Gilmore. »Der sieht aus wie der Mann, der in dem Schnellrestaurant dort unten an der Ecke das Geschirr spült.«

»Lassen Sie sich nicht von seinem Äußeren täuschen! Er ist Gold wert. Mehr noch, er ist ein richtiger Diamant. Der Beste in seinem Fach. Wir brauchen ihn. Also sorgen Sie dafür, dass er sich wohlfühlt!«

»Soll ich ihm ein paar Huren besorgen?«

»Keinesfalls. Huren sind käuflich. Sie könnten zur Polizei gehen, wenn sie herausfinden, wer er ist. Männer sind manchmal arg redselig in den Armen einer verführerischen Frau.«

»Sie trauen ihm also nicht?«

»Ich brauche ihn, also muss ich ihm vertrauen. Bis zu einem gewissen Grad jedenfalls. Aber er ist nicht das Problem. Viel mehr Bauchschmerzen bereitet mir der Gedanke an den Piloten. Ein Amateur!«

»Nicht als Hubschrauberpilot, da ist er Vollprofi.«

»Ich spreche nicht von seinen fliegerischen Fähigkeiten, sondern von seinen charakterlichen.«

»Auch charakterlich ist er in Ordnung. Hat nicht eine Vorstrafe.«

»Genau das meine ich. Er ist keiner von uns, fühlt sich nicht uns zugehörig. Hat nur mitgemacht, weil wir ihm Geld gegeben haben. Viel Geld.«

»Solche Leute sind einfach zu handhaben. Für Geld tun sie alles. Sogar das Maul halten.«

»Er wird immer mehr Geld verlangen. Kerle wie er sind nie zufrieden mit dem, was sie haben. Irgendwann wird er uns erpressen. Und wenn die Polizei ihn unter die Lupe nimmt ... Irgendwann werden die Kerle vom FBI auf ihn stoßen. Er wird reden, um für sich selbst eine geringere Strafe auszuhandeln. Der Mann ist eine Gefahr für uns.«

»Geben Sie ihm 50.000 Bucks und ein Flugticket nach Rio de Janeiro und wir werden nie wieder von ihm hören.«

Forsyte lächelte.

»Ich möchte in der Zeitung von ihm lesen. Von seinem spurlosen Verschwinden. Und ich möchte, dass er nie wieder auftaucht. Genauer gesagt: Dass seine Leiche nie wieder auftaucht. Sie wollten sich doch heute mit ihm treffen, nicht wahr?«

Gilmore nickte.

»Ich soll ihm heute die zweite Hälfte seines Honorars auszahlen. Eine Hälfte vor Carsons Befreiung, die andere danach. So war es ausgemacht.«

»Gut. Suchen Sie ihn auf! Mit einem kleinen Geldkoffer. Und einer großen Kanone darin ...«



Als ich in unser Büro zurückkam, traf ich Phil und O'Hara in einer Stimmung an, als befänden sich die beiden in einem Wochenendurlaub. Sie tranken Kaffee und mampften Donuts.

»Möchtest du auch eins?«, fragte Phil und deutete auf die Donuts.

Ich schüttelte den Kopf und deutete auf das Blatt, das Phil in seiner linken

Hand hielt. Die rechte brauchte er für die Kaffeetasse und die Donuts.

»Das sind die Namen der Leute, die Carson im Gefängnis besucht haben. Entsetzlich lange Liste!«

Die entsetzlich lange Liste enthielt gerade mal zwei Namen.

»Der erste Name lautet Mistress Karen Willington, geborene Klein. Die Stiefschwester von Randolph Carson. Sie war nur einmal da, eine Viertelstunde lang, und offenbar nur, um ihrem Brüderlein zu sagen, wie sehr sie ihn verabscheut.«

»Worüber haben sie gesprochen?«

»Der Wärter, der dabei war, hat von ihrem Gespräch so gut wie nichts verstanden. Er weiß nur zu berichten, dass die beiden sich ziemlich beschimpft haben.«

»Und der andere Name?«

»Maxwell Henderson. Carsons Rechtsanwalt. War zweimal da. Kurze, sachliche Gespräche. Carson musste ein paar Papiere unterschreiben. Langweiliges juristisches Zeug.«

Die Tür öffnete sich und Kollege Mike Donovan trat ein. Er schwenkte ein großes Foto in der Hand, frisch aus dem Drucker.

»Ging schneller, als ich dachte«, sagte er. »Jetzt kann man auf dem Foto endlich Details erkennen.«

Ich sah mir das Bild an und erkannte darauf nicht viel mehr als vorher.

»Der Hubschrauber ist ein Dragonfly«, sagte Donovan. »Seit fünf Jahren auf dem Markt. Die Schrift ist zwar immer noch schlecht zu lesen, aber die Farben verraten, dass der Vogel der Firma *Skywalker* in Kinnelon gehört. Fliegt damit Touristen zu romantischen Meeresbuchten, Jäger in die Appalachen und eilige Geschäftsleute von Pequanock nach Ondensburg. In der Kabine sitzen zwei Leute, Männer offenbar.



Weiß, eindeutig. Ihre Gesichter sind leider nicht zu erkennen.«

»Gute Arbeit, Mike«, sagte ich. »Dafür schulde ich dir ein Bier. Ich werde mich mal gleich auf die Socken machen und die Firma *Skywalker* in Kinnelon besuchen.«

»O'Hara und ich sprechen inzwischen mit diesem Winkeladvokaten Henderson«, sagte Phil.

»Maxwell Henderson?«, fragte Donovan. »Das ist kein Winkeladvokat. Mein Bruder hatte mal mit ihm zu tun, bei einem Prozess mit einer Versicherungsgesellschaft. Henderson ist sündhaft teuer, aber, wie mein Bruder versichert, jeden Cent wert.«

»Dann hat dein Bruder also gewonnen?«, fragte ich.

Donovan machte ein Gesicht, als habe er eben in eine Zitrone gebissen.

»Leider nein. Der brillante Anwalt vertrat die Gegenseite. So überzeugend, dass mein Bruder sich fast darum riss, bezahlen zu dürfen.«



John Gilmore gehörte zu den Menschen, die das Autofahren hassen. Insbesondere hasste er es, sich durch den chaotischen Verkehr von New York zu kämpfen. Gewöhnlich ließ er sich von einem Chauffeur fahren, aber bei dem Job, den er heute erledigen musste, konnte er keine Zeugen gebrauchen.

Es war ein weiter Weg, quer durch Manhattan, dann unter dem Hudson River hindurch und schließlich durch ganz Paterson, das nicht mehr zu New York gehört. Der kleine Flugplatz lag westlich von Paterson.

Gilmore hielt seinen Mercedes auf dem kleinen Parkplatz an. Der Park-

platz schien nur wenig benutzt zu werden, denn in den Ritzen zwischen den Steinplatten wuchs Gras.

Gilmore stieg aus und blickte sich unbehaglich um. Er kam sich vor, als sei er nicht an den Rand des Großraums New York geraten, sondern an den Rand der zivilisierten Welt. Ein paar Wellblechbaracken standen hier, windschief und verrostet. Der Tower war klein und brauchte dringend frische Farbe.

Ein paar Flugzeuge standen herum, ein- oder zweimotorig, und auch zwei Hubschrauber. Bei einem der beiden Hubschrauber stand Bill Rooney, der Mann, den Gilmore suchte. Rooney war gerade dabei, seinen Hubschrauber zu warten. Er hielt einen schweren Schraubenschlüssel in der Hand.

Gilmore lächelte. »Wenn der Bursche wüsste, dass er nur noch wenige Minuten zu leben hat, würde er sich nicht die Mühe machen, die Kiste zu reparieren«, dachte er.

Er schlug die Tür des Mercedes zu und ging, ein kleines Lederköfferchen in der linken Hand, die 50 Schritte zu dem Hubschrauber hinüber.

»Man sollte die verdammte Kiste eigentlich verschwinden lassen«, sagte er. »Zu viele Leute haben sie gesehen.«

Rooney drehte sich um. Er lächelte, als er Gilmore erkannte. Er lächelte noch mehr, als sein Blick auf den Aktenkoffer in Gilmores Hand fiel.

»Wenn Sie mir den Verlust ersetzen, zerlege ich den Vogel gern in kleinste Einzelteile und schmeiße sie in eine Mülltonne«, sagte er.

»Halten Sie mich für Bill Gates?«, knurrte Gilmore. »Oder für einen indischen Maharadscha?«

»Nein, ich halte Sie für einen Mann, der sich zu viele Sorgen macht. Die ganze Aktion dauerte doch nur eine Minute, sogar noch weniger. Wir kamen genau aus der Sonne, keiner der Männer im

Gefängnis hat den Hubschrauber deutlich gesehen. Und als sie uns bemerkten, waren die Gebäude und der Hof auch schon in Nebel gehüllt. Niemand wird eine brauchbare Beschreibung des Hubschraubers oder gar von uns beiden geben können.«

»Wollen wir's hoffen!«, murmelte Gilmore.

Er blickte sich um. Ein kleines zweimotoriges Flugzeug rollte gerade zur Startbahn hinüber. Im Freien war kein Mensch zu sehen.

»Wo können wir in Ruhe sprechen?«, fragte Gilmore.

Rooney deutete mit seinem Schraubenschlüssel zu einer der Wellblechbaracken hinüber. Er wollte den Schraubenschlüssel in die Kabine des Helikopters legen, aber das Ding war ölverschmiert und hätte die ledernen Sitze verschmutzt. Das Werkzeug einfach ins Gras fallen zu lassen missfiel ihm. Er war ein ordentlicher Mensch, und ordentliche Menschen räumen ihr Werkzeug nach der Arbeit auf.

Es waren nur wenige Schritte bis zu der Blechbaracke. Rooney führte seinen Besucher in einen kleinen, dürftig eingerichteten Raum und schloss die Tür.

»Wir haben nur wenig Zeit«, sagte er. »Ich bin nicht der Einzige, der diesen Raum benutzt. Übrigens, was ist an diesem Mister Carson eigentlich so Besonderes? Warum haben wir ihn entführt?«

»Sie kennen seinen Namen?«

»Klar. Er wurde doch in den Fernsachrichten gestern Abend oft genug genannt. Und heute steht er in der Zeitung. Und alle rätseln, warum er entflohen ist, obwohl er doch weniger als ein Jahr abzusitzen hatte.«

»Sie kennen seinen Namen, mehr brauchen Sie über ihn nicht zu wissen. Sie sollten den Mann vergessen, sofort und für immer. Wir bezahlen Sie nicht

nur für Ihren Hubschrauber und Ihre Dienste als Pilot, sondern auch für Ihr Schweigen.«

Rooney grinste.

»So ist es. Sie zahlen, ich schweige. Wie ein Grab.«

»Prophetische Worte!«, dachte Gilmore. Er legte den Aktenkoffer auf den Tisch.

»Bedienen Sie sich!«

Rooney legte den schweren Schraubenschlüssel auf den wackligen Tisch. Er zog ein Taschentuch heraus und wischte sich sorgfältig das Schmieröl von den Händen. Dann erst griff er nach dem Koffer.

Der Koffer ließ sich nicht öffnen.

»Zahlenschloss«, sagte Gilmore. »Lassen Sie mich das machen!«

Er drehte den Koffer um, sodass das Schloss in seine Richtung wies, und stellte die Kombination ein. Dann schlug er den Deckel auf.

Rooney blickte über Gilmores Schulter hinüber zur Wand. Ein kleines Waschbecken befand sich dort und darüber ein Spiegel. In dem Spiegel konnte Rooney den Inhalt des Koffers sehen.

Kein einziger Geldschein lag darin, nicht einmal eine Münze. Nur eine Pistole mit einem riesigen Schalldämpfer.

Rooney brauchte nur den Bruchteil einer Sekunde, um sich von seiner Überraschung zu erholen. Noch bevor Gilmore zugreifen und die Pistole aus dem Koffer holen konnte, hob Rooney den Schraubenschlüssel auf, holte kurz aus und schmetterte Gilmore das schwere Werkzeug auf den Schädel.

Gilmore verdrehte die Augen, seine Knie knickten ein, aus seinem weit geöffneten Mund kam ein leises Stöhnen. Noch während er zusammenbrach, traf ihn der zweite Hieb an der Stirn.

Mit schnellen Schritten ging Rooney um den Tisch herum. Voller Hass blickte



er auf die reglose Gestalt zu seinen Füßen nieder.

»Verdammter Drecksack!«, keuchte er. In sinnloser Wut versetzte er Gilmore einen Tritt in die Seite.

Gilmore stöhnte nicht mehr, er schien auch nicht mehr zu atmen.

Rooney lauschte. Nichts war zu hören als die beiden Motoren des Flugzeugs, das am Beginn der Startbahn stand und auf die Erlaubnis zum Abheben wartete. Durch das Fenster konnte Rooney es deutlich sehen.

Er sah auch seinen eigenen Hubschrauber und, nicht weit davon, Gilmores Mercedes.

Wirre Gedanken jagten durch seinen Kopf. Er musste versuchen, klar und logisch zu denken. Ein einziger Fehler konnte ihn ins Gefängnis oder gar in den Sarg bringen.

Gilmore war tot, und niemand würde raten müssen, wer ihn erschlagen hatte. Und niemand würde ihm glauben, wenn er erzählte, dass dieser elegant gekleidete Mann, der einen Luxuswagen fuhr, die Absicht gehabt hatte, ihn zu töten.

Am besten war es, den Toten zu beseitigen, sodass niemand Fragen stellen würde.

Rooney wusste jetzt, was er zu tun hatte. Er legte den Schraubenschlüssel auf den Tisch, nahm die Pistole aus dem Koffer und steckte sie vorn in seinen Hosenbund. Dann zog er seine kurze Lederjacke darüber.

Er verließ die Baracke und trat hinaus.

Das kleine Flugzeug stand immer noch am Anfang der Startbahn. Die beiden Motoren dröhnten.

Rooney ging schnell, aber ohne auffällige Hast. Immer noch war kein Mensch im Freien zu sehen. Er erreichte

den Mercedes und öffnete die Fahrertür.

Der Zündschlüssel steckte. Gilmore hatte offenbar die Absicht gehabt, nach dem Mord so schnell wie möglich zu verschwinden, ohne auch nur eine Sekunde zu verlieren.

Rooney stieg ein, startete den Wagen und fuhr ihn das kurze Stück zur Wellblechbaracke. Vor der Tür hielt er an. Er stieg wieder aus, öffnete die hintere Tür und betrat dann das windschiefe Gebäude.

Gilmore lag auf dem Rücken, die Arme weit ausgebreitet. Mit offenen Augen starrte er zur Decke hinauf. Aber diese Augen waren glanzlos, sie konnten nichts mehr erkennen.

Es gab keine Blutlache unter dem Toten. Rooney lächelte grimmig. Dieser verdammte Halunke hatte wenigstens soviel Anstand, nicht zu bluten wie ein Schwein. Er würde bei seinem Verschwinden keine Spuren hinterlassen.

Rooney klemmte sich den Lederkoffer unter den Arm, bückte sich, packte den Toten an den Beinen und zog ihn zur Tür. Mit einem schnellen Blick vergewisserte er sich, dass er nicht beobachtet wurde. Die zweimotorige Maschine startete eben, der Pilot war vollauf mit seinen Instrumenten beschäftigt, und der Mann auf dem Tower sah mit berufsmäßiger Gelassenheit zu, wie das Flugzeug losrollte, immer schneller wurde und schließlich vom Boden abhob. Für die Vorgänge drüben an der Baracke hatte er keinen Blick.

Rooney hob den Toten durch die offene hintere Tür des Mercedes auf den Rücksitz, warf den Koffer daneben, schlug die Tür zu und setzte sich hinter das Lenkrad. Der schwierigste Teil der Arbeit war geschafft. Was jetzt kam, würde einfach sein.

Die Schwarzhhaarige trug ein elegantes Kostüm, das ihre atemberaubende Figur dezent, aber unübersehbar zur Geltung brachte, und ein hochmütiges Lächeln auf dem Gesicht. Sie blickte drein, als habe sie bereits drei Hauptrollen in Hollywood abgelehnt. O'Hara starrte sie verzückt an. Dieser Frau hätte er jederzeit eine Hauptrolle gegeben, nicht nur im Film, sondern in seinem Leben.

Die Schwarzhhaarige war darüber erhaben, die Bewunderung des jungen Mannes auch nur zur Kenntnis zu nehmen. Sie blickte O'Hara und seinen Begleiter kühl und abwartend an.

»Wir sind vom FBI«, sagte Phil und zückte seinen Dienstausweis. »Special Agents Decker und O'Hara. Wir würden gerne Mister Henderson sprechen.«

»Haben Sie einen Termin?«

»Wir kommen meist ohne vorherige Terminvereinbarung«, antwortete Phil. »Wir brauchen auch nicht Mister Hendersons beruflichen Beistand, sondern wollen ihm nur einige wenige Fragen bezüglich eines seiner Mandanten stellen.«

»Warten Sie bitte hier«, sagte die Schwarzhhaarige. Sie deutete auf einige schwere Ledersessel, dann stöckelte sie davon und verschwand hinter einer Edelholztür.

»Mann, eine solche Vorzimmerdame hätte ich auch gerne!«, sagte O'Hara fast andächtig.

»Eine solche Vorzimmerdame bekommen Sie nicht einmal, wenn Sie eines Tages FBI-Chef sind«, spottete Phil. »So teure Weiber kann der Staat sich nicht leisten.«

»Sie meinen, die treibt es mit dem Chef?«

»Nun, es ist sicher nicht das Interesse an der Rechtspflege, das sie hier hält. Als Model würde sie wesentlich mehr verdienen. Sie will sich entweder ihren

Chief angeln oder einen seiner reichen Klienten.«

Die Schwarzhaarige kam zurück.

»Mister Henderson ist bereit, Sie zu empfangen«, meldete sie. »Aber ich möchte Sie bitten, es kurz zu machen. Er ist ein vielbeschäftigter Mann und wird bereits in einer halben Stunde im Gerichtssaal erwartet.«

Das Büro, das Phil und O'Hara betraten, sah eher aus wie die Bibliothek einer Luxusvilla als das Büro eines Rechtsanwalts. Edles Holz an den Wänden, davor hohe Regale mit Tausenden von Büchern darin. Die wenigsten dieser Bücher schienen juristische Werke zu sein. Gesetzestexte und Kommentare werden nicht in Leder gebunden.

Henderson war ein Mann von etwa 50 Jahren, groß, schwer, mit an den Schläfen sanft ergrauten dunklen Haaren. Er erhob sich von seinem Schreibtisch und reichte den Besuchern die Hand. Dann deutete er einladend auf zwei Sessel.

»Sie wollen Auskünfte über einen meiner Mandanten?«, fragte er, nachdem er wieder hinter seinem Schreibtisch Platz genommen hatte. »Um wen handelt es sich?«

»Können Sie sich das nicht denken?«, fragte Phil zurück.

»Ich habe mit vielen Leuten zu tun, für die sich die Polizei interessiert. Schließlich bin ich Strafverteidiger. Mit all den Leuten, die ich vor dem Gefängnis bewahrt habe, könnte man ein Gefängnis füllen.«

»Und wenn einer Ihrer Mandanten trotz Ihrer Bemühungen im Gefängnis landet, wird er schon zwei Wochen später auf spektakuläre Weise entführt«, sagte O'Hara.

Henderson lächelte. Die spöttische Bemerkung seines jungen Besuchers schien ihn zu amüsieren.

»Sie sprechen von Mister Carson? Der scheint das Tagesgespräch der Stadt zu

sein. Schon gestern Abend, in meinem Club, haben mich meine Freunde mit Fragen überhäuft. Ich fürchte, ich werde auch Ihnen nicht viel mehr sagen können als meinen Freunden.«

»Wir haben nicht viele Fragen«, sagte Phil. »Und da Sie nicht viel Zeit haben, will ich es kurz machen. Wie kann ein kleiner Angestellter wie Carson sich einen so renommierten und teuren Anwalt wie Sie leisten?«

»Überhaupt nicht. Er hat mich noch nicht bezahlt. Er kam zu mir, weil irgendjemand mich ihm empfohlen hatte. Und er machte den Eindruck, als könnte er sich meine Honorare leisten. Aber das war eine der wenigen Gelegenheiten, bei denen mich meine Menschenkenntnis im Stich gelassen hat.«

»Sie haben ihn im Gefängnis besucht?«

»Ja, zweimal. Juristischer Kleinkram, mit dem ich Sie nicht belästigen möchte.«

»Belästigen Sie uns ruhig«, sagte Phil. »Worum ging es bei diesen Gesprächen?«

»Um mein Honorar. Wie gesagt, Carson hat noch nicht bezahlt. Deshalb erteilte er mir eine Vollmacht, mir von seiner Bank zu holen, was mir zusteht.«

Phil stand auf.

»Weitere Fragen haben wir nicht«, sagte er zu O'Haras Verblüffung. »Vielen Dank dafür, dass Sie uns ein wenig von Ihrer kostbaren Zeit geopfert haben.«

Auch Henderson stand auf.

»Haben Sie schon eine Spur von ihm? Ich hoffe, Sie erwischen den Kerl bald. Auf seinem Bankkonto sieht es trostlos aus. Darauf ist nicht annähernd genug Geld, um mein Honorar bezahlen zu können. Ich fürchte, das Geld kann

ich abschreiben. Wenn der Kerl jemals wieder vor Gericht gestellt wird, werde ich ihn ganz bestimmt nicht wieder vertheidigen.«

Auch O'Hara stand auf, verabschiedete sich mit einem Kopfnicken von Henderson und folgte Phil.

»Eingebildeter Fatzke!«, sagte er, als sie im Lift nach unten fuhren. »Ich hätte dem Kerl gern noch etliche weitere Fragen gestellt. Der hat uns doch von hinten bis vorne angelogen.«

Phil lächelte.

»Weitere Fragen? Wozu? Wir wissen doch jetzt alles, was wir von ihm wissen wollen. Er ist ein eingebildeter Fatzke und er lügt, dass sich die Balken biegen. Mehr wird er uns nicht verraten, auch wenn wir ihm noch so viele Fragen stellen. Vor allen Dingen wird er uns nicht verraten, wer ihn wirklich dafür bezahlt hat, Carsons Verteidigung zu übernehmen. Ich wette, es war der gleiche Mann, der auch Carsons Flucht arrangiert hat.«

»Oder die gleiche Frau.«

»Frau? Haben Sie denn nicht Carsons Foto gesehen? Für einen so unscheinbaren Mann gibt sich keine Frau so viel Mühe.«

⊙

Bill Rooney fuhr nach Westen, weg von der Stadt und ihren Vororten. Mit einer Leiche auf dem Rücksitz wollte er nicht gesehen werden. Hier, auf einer schmalen Straße mitten im Wald, war die Gefahr gering, entdeckt zu werden. Es gab kaum Verkehr hier, allenfalls würde er einem Forstarbeiter begegnen oder einem Streifenwagen des County-Sheriffs.

Auch eine solche Begegnung konnte unangenehm werden. Es war wohl am besten, die Leiche in den Kofferraum zu stecken.

Rooney lenkte den Mercedes an den

Straßenrand, hielt an und stieg aus. Er öffnete den Kofferraum. Ein alter Hitchcock-Film fiel ihm ein, »Immer Ärger mit Harry«. Darin bemühten sich ein paar Leute verzweifelt, eine Leiche namens Harry loszuwerden, und gerieten in eine absurde Situation nach der anderen.

Das wirkliche Leben war viel einfacher. Man schmiss den Toten einfach in eine Müllgrube und deckte ihn mit Abfall zu. Oder man verscharrte ihn schlicht hier im Wald. Ja, das würde das Einfachste sein. Weshalb sollte er das Risiko eingehen, einen Mann, den er erschlagen hatte, noch 50 Meilen weit durch die Gegend zu kutschieren, wenn er den Kerl gleich hier entsorgen konnte?

Man scharrte ein kleines Loch in den Waldboden, legte den Toten hinein, schüttete Erde, Äste und Laub darauf und vergaß ihn. Es konnte Jahre dauern, bis ihn zufällig jemand fand. Und wenn er keine Papiere bei sich trug und auch sonst keine persönlichen Gegenstände, würde die Polizei größte Mühe haben, ihn zu identifizieren.

Es war wirklich das Einfachste, ihn hier in den Wald zu schleppen, ihn zu verbuddeln und dann an seinen Arbeitsplatz zurückzukehren. Dann musste er nur noch den Wagen loswerden. Es war zwar schade um den teuren Schlitten, aber dieser Wagen könnte ihn verraten.

Plötzlich zuckte ein Gedanke durch seinen Kopf. Ein so naheliegender Gedanke, dass er sich wunderte, warum er nicht schon vorher darauf gekommen war.

Bisher war Rooney in aller Selbstverständlichkeit davon ausgegangen, dass dieser Mr Jackson, wie er sich genannt hatte, sein Auftraggeber war. Jackson hatte ihn angeheuert, ihm alle Instruktionen gegeben, ihn bezahlt und ihn bei Carsons Befreiung aus dem Gefängnis

begleitet. Aber vielleicht war Jackson gar nicht der Boss, sondern nur ein Mittelsmann des eigentlichen Bosses. Ein Gangster. Ein Killer.

Der Gedanke jagte Rooney einen kalten Schauer über den Rücken. Wenn Jackson nur ein Mittelsmann war, dann würde der Boss sich wundern, weshalb er nicht zurückkam. Er würde einen weiteren Killer losschicken, und der würde seine Arbeit vielleicht besser erledigen.

Rooney zwang sich, ruhig zu denken. Er starrte durch die Seitenscheibe auf den Toten auf dem Rücksitz.

Teurer Anzug, nach Maß gefertigte Schuhe, ein protziger Ring mit einem Diamanten am Finger – nein, das konnte kein kleiner Befehlsempfänger sein. Dieser Jackson, oder wie immer er wirklich hieß, war zweifellos der Boss selbst. Wenn er verschwand, verschwand der einzige Mensch auf der Welt, der wusste, dass Rooney an Carsons Befreiung beteiligt war.

Rooney blickte sich um. Die Straße war leer, kein Geräusch war zu hören.

Rooney öffnete die rechte Hintertür des Wagens, packte den Toten, zog ihn heraus und schleifte ihn in den Wald.



Der kleine Flughafen machte einen so traurigen Eindruck, als sei der Flugbetrieb schon vor fünfzehn Jahren eingestellt worden. Immerhin sah ich vor einem Wellblechschuppen einen Hubschrauber in den Farben grün, weiß und blau, offenbar das gleiche Modell, nach dem ich suchte.

Ich sah auch einen älteren, kleinen Mann, der mit einer kurzen Leiter über der Schulter an mir vorbeischlurfte. Er gönnte mir einen kurzen, meinem Wagen einen umso längeren Blick.

»Wo finde ich den Boss von *Skywalker*?«, fragte ich ihn.

»Mister Sanderson? Dort drüben in dem Prachtbau.«

Er deutete auf ein kleines, unverputztes Ziegelhaus. Dann schlurfte er weiter und piff dabei ein uraltes Cowboylied, den *Old Chisholm Trail*, wenn ich nicht irre. Festlegen wollte ich mich in diesem Punkt aber nicht, denn der Alte piff grauenhaft schlecht.

Neben der Eingangstür des Hauses hing ein ziemlich verwittertes Schild mit der Aufschrift *Skywalker*, gemalt in den Farben, die auch den Hubschrauber zierten.

Ich klopfte gegen die Tür.

»Keine Umstände!«, antwortete eine tiefe Männerstimme von drinnen. »Komm einfach rein!«

Ich tat, wie mir geheißen, stieß die Tür auf und trat ein.

Das Büro war nicht viel einladender als das ganze Gebäude von außen. Der Mann, der hinter seinem Computer am Schreibtisch saß, wirkte dagegen durchaus freundlich. Er mochte an die zwei Meter groß sein, war schlank wie eine Tanne und hatte trotz seines Alters von höchstens 30 Jahren bereits recht schütteres Haar.

»Wollen Sie ein Flugzeug mieten?«, fragte er. »Hubschrauber, Fesselballon? Wollen Sie selber fliegen oder brauchen Sie einen Piloten?«

»Ich suche einen Hubschrauber und einen Piloten«, antwortete ich. »Aber ich will damit nicht fliegen.«

Ich zeigte ihm meinen Dienstaussweis.

»Das ist das erste Mal, dass ich so ein Ding sehe«, sagte er. »In den Krimis fuchteln die G-men ständig damit herum, aber das wirkliche Leben ... «

Er zuckte bedauernd mit den Schul-

tern und reichte mir den Ausweis zurück.

»Also, wozu brauchen Sie einen solchen Helikopter, Agent Cotton?«

Ich zeigte ihm einen Abzug des Fotos, das einer der Wächter des Gefängnisses in Deanville am Vortag bei Carsons Flucht gemacht hatte.

»Ungefähr so fotografiert meine dreijährige Tochter, wenn sie mal meine Kamera in die Hände bekommt«, sagte er. »Kaum zu erkennen, ob es sich dabei wirklich um ein von Menschen erbautes Fluggerät handelt oder um eine wild gewordene Hornisse beim Sturzflugangriff auf einen Menschen.«

»Ich habe noch ein anderes Foto, ein wenig besser«, sagte ich und reichte ihm die Version des Bildes, die Kollege Donovan mit seinem Computer angefertigt hatte.

»Ja, tatsächlich ein Hubschrauber«, sagte Sanderson. »Eine *Dragonfly*, bepinseilt mit den Farben unserer Firma.«

Genau das hatte Donovan auch gesagt. Ich war also an der richtigen Stelle.

»Der Hubschrauber, der da draußen steht?«

»Der, oder einer der beiden anderen. Wir haben nämlich drei.«

»Ich suche den, der gestern in der Luft war.«

»Da kommen nur zwei in Frage. Einer ist gerade beim Hersteller für eine Generalinspektion. Der zweite war gestern in Boston und ist erst heute zurückgekommen.«

»Sind Sie da sicher?«, fragte ich.

»Klar bin ich da sicher. Ich hab das Ding schließlich selbst geflogen. Manchmal muss ich selbst einspringen, wenn einer unserer Piloten aus irgendeinem Grund ausfällt. Der dritte Hubschrauber steht da draußen.«

»Ist gestern jemand damit geflogen?«

»Mal nachsehen«, sagte Sanderson. Er tippte irgendwas auf die Tastatur seines Computers. »Ja, der Vogel wurde gestern gemietet. Von einem Mister Jackson. Geflogen hat ihn Rooney.«

»Ich würde diesen Rooney gerne sprechen.«

Sanderson stand auf, latschte zum Fenster, riss es auf und rief hinaus: »He, Charly, komm mal her!«

Charly kam her. Aber das konnte unmöglich der Pilot sein. Es war der kleine alte Mann, den ich bei meiner Ankunft getroffen hatte. Die Leiter war er inzwischen losgeworden. Er trat ein, ohne anzuklopfen.

»Hol mir mal Rooney her!«, sagte Sanderson. »Übrigens, bist du gestern Nachmittag hier gewesen?«

»Klar war ich hier. Ich bin doch jeden Tag hier. Bin über jede Stunde froh, in der ich meine Alté nicht sehen muss.«

»Hast du den Passagier gesehen, den Rooney gestern geflogen hat?«

»Ja, sie sind so um elf weggeflogen.«

»Können Sie mir den Passagier beschreiben?«, fragte ich.

»So ein junger Bursche, Typ Yuppie, vielleicht 30 Jahre alt, bestens gekleidet, mit einem protzigen Ring am Finger und zu viel Pomade im Haar.«

»Wie lange waren sie weg?«

»Ziemlich genau drei Stunden.«

Ich wandte mich an Sanderson.

»Wie lange braucht man bis zum Gefängnis in Deanville?«

»Mit einer *Dragonfly*? Ziemlich genau eine Stunde. Haben Sie noch weitere Fragen an Charly?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Gut, dann hol Rooney her!«

Charly schlurfte davon.

»Was ist dieser Rooney für ein Mann?«, fragte ich.

»Guter Pilot. Hat das Fliegen bei der Marine gelernt. Träumt davon, eines Tages seinen eigenen Hubschrauber zu besitzen. Aber ich schätze, so weit wird er es nicht bringen. Gibt zu viel Geld für Weiber aus. Und für Pferdewetten. Angeblich gewinnt er mehr, als er verliert. Aber das behaupten diese Wettsüchtigen ja alle.«

⊙

Rooney hatte den Mercedes eine halbe Meile vom Flugplatz entfernt in eine Waldschneise gefahren und dort stehen gelassen. Den Rest des Weges zurück war er zu Fuß gegangen.

Er hoffte, dass niemand ihn in der letzten halben Stunde gesucht hatte. Wenn seine Abwesenheit bemerkt worden war, musste er sich eine glaubwürdige Ausrede einfallen lassen.

Auf dem kleinen Parkplatz, nur wenige Schritte von dem Hubschrauber entfernt, stand jetzt ein Jaguar. Rooney pifff anerkennend durch die Zähne, während er den Wagen betrachtete.

»Tolle Kiste, was?«, hörte er eine Stimme hinter sich. Es war Charly. »Gehört dem Burschen, der gerade beim Alten ist.«

Rooney lächelte. Der Alte, Sanderson, war nicht halb so alt wie Charly selbst.

»Der Alte will dich sprechen«, sagte Charly.

»Hat er einen neuen Kunden für mich?«

»Der Mann sieht nicht aus wie ein Kunde. Er stellt merkwürdige Fragen. Ob du gestern geflogen bist. Und wie dieser Mister Jackson aussah. Und wie lange du weg warst. Und wie lange man mit deinem hässlichen Vogel da bis zum Gefängnis in Deanville braucht. Ich glaube, der Kerl ist von der Polizei.«

Rooney versuchte, sich seinen Schrecken nicht anmerken zu lassen.

»So?«, sagte er mit erzwungener Gelassenheit. »Ich sehe mir den Burschen mal an. Aber vorher muss ich mir die Hände waschen. Ich kann einem Vertreter der hohen Obrigkeit doch nicht eine överschmierte Hand reichen.«

Charly grinste.

»Manchem der Kerle kann eine Hand gar nicht dreckig genug sein. Hauptsache, an dem Dreck klebt ein großer Geldschein.«

Charly kicherte noch, als er wegging. Jeder seiner Bekannten wusste, dass er die Polizei nicht mochte. Die Gründe dafür hatte er noch keinem verraten.

Rooney ging zu der Wellblechbaracke, in der sich sein Büro befand. Einige Sekunden lang starrte er finster auf die Stelle auf dem Boden nieder, an der Jacksons Leiche gelegen hatte.

Kein Blut war zu sehen, aber das tröstete Rooney nicht.

An manchen Tagen ging einfach alles schief, und dieser Tag war der schlimmste seines Lebens. Zuerst versuchte dieser Jackson, ihn mit blauen Bohnen zu bezahlen, und jetzt tauchte die Polizei hier auf.

Seine Überzeugung, dass die Polizei niemals eine Spur zu ihm finden würde, war also falsch gewesen. Die Bullen wussten bereits, woher der Fluchthubschrauber gekommen war und wer ihn geflogen hatte. Vielleicht hatten sie gar schon Carson selbst gefunden. Wenn Carson redete, und er würde reden ...

»Verdammt!«, stieß Rooney hervor. In sinnloser Wut versetzte er dem Tisch einen heftigen Tritt.

Ärger mit der Unterwelt war schon schlimm genug, aber auch noch Ärger mit der Polizei war schlimmer als Aids,

Krebs und Lungenentzündung gleichzeitig. Er wusste nicht, wen er mehr fürchten sollte. Die Polizei würde ihn einsperren, aber die andere Seite würde ihn erschießen.

Andererseits ... Die Polizei war ihm bereits auf den Fersen. In ein paar Minuten würde er verhaftet werden.

Rooney starrte durch die staubverkrusteten Fensterscheiben hinaus. Dort draußen, hinter der Baracke, stand sein Wagen, ein kleiner Toyota.

Im Kofferraum lag die erste Rate für den Job, den er gestern geleistet hatte. Immerhin 25.000 Dollar. Damit würde er weit kommen.

Rooney verließ das Gebäude durch die Hintertür, stieg in den Kleinwagen und fuhr weg. Es war ihm gleichgültig, ob man ihn dabei beobachtete oder nicht. Er würde sowieso nie wieder hierher zurückkommen.

⊙

Walter C. Forsyte verdiente zwar den größten Teil seines Geldes mit Wertpapieren, aber von Beruf war er Anwalt, einer der bekanntesten in der Stadt. Selbst Leute, die nie mit dem Gesetz in Konflikt geraten waren, hatten seinen Namen schon in der Zeitung gelesen. Aber nicht mehr als eine Handvoll Menschen wusste, dass der ehrbare Anwalt Forsyte auch Geschäfte betrieb, die gegen etliche Paragraphen des Strafgesetzbuchs verstießen, ihm aber mehr einbrachten als ein spektakulärer gewonnener Prozess.

Forsyte blätterte in den Akten eines Unternehmers, den ein eifriger junger Staatsanwalt beschuldigte, das Finanzamt um 20 Millionen Dollar betrogen zu haben. Wenn er schuldig gesprochen wurde, würde ihn das für einige Jahre hinter Gitter bringen. Umso mehr würde er seinem Anwalt bezahlen, um vor diesem Schicksal bewahrt zu werden.

22

Forsyte liebte solche Fälle. Er musste nur noch einen Weg finden, die Anklage ins Wanken zu bringen. Der Staatsanwalt war ein Anfänger, eifrig, aber unerfahren. Forsyte liebte auch solche Gegner.

Im Augenblick fiel es ihm aber schwer, sich auf diesen Fall zu konzentrieren. Immer wieder blickte er ungeduldig auf die Uhr.

Gilmore hätte längst zurück sein müssen. Er war ein Mann, der auch heikle Aufträge schnell und zuverlässig ausführte. Wahrscheinlich hatte er den Piloten Rooney längst in die Hölle geschickt. Aber warum hatte er noch nicht angerufen, um den Vollzug zu melden?

Hatte er vielleicht Rooney auf dem Flughafen nicht angetroffen? Aber auch in diesem Fall hätte er anrufen müssen, um Bericht zu erstatten.

Forsyte schob die Akten des Steuerständers beiseite, griff nach einem der beiden Telefone auf seinem Schreibtisch und wählte eine Nummer. Niemand meldete sich.

Forsyte wartete eine halbe Minute, dann legte er auf.

Irgendetwas war schiefgelaufen, das spürte er deutlich.

⊙

Seit fast 40 Jahren ging Fuzzy Prendergast an jedem freien Tag in den Wald, um Pilze zu sammeln. Er fand immer welche, denn er kannte die richtigen Stellen. Dabei hasste er Pilze, jedenfalls wenn sie fertig zubereitet vor ihm auf dem Teller lagen. Er konnte sich nicht mehr erinnern, wann er zum letzten Mal das Zeug gegessen hatte. Alle Pilze, die er fand, verschenkte er an Freunde und Nachbarn.

Dass die Leute ihn für einen Sonderling hielten, störte ihn nicht. Er war gern in der freien Natur. Seit er im Ruhestand war, hatte er jeden Tag Zeit

dazu. Es gab so viel zu sehen und zu hören im Wald.

Den Specht zum Beispiel, der gerade über ihm an einen Baumstamm klopfte. Oder ...

Es war ein sonderbares Geräusch, das da an sein Ohr drang, aus Richtung der nahen Straße. Ein Geräusch, wie er es hier im Wald noch nie gehört hatte. Es klang fast wie eine Spieluhr.

Kein Mensch war zu sehen, nur ein Eichhörnchen, das sich an einem Haufen Reisig zu schaffen machte.

Prendergast ging näher. Mit jedem Schritt konnte er es deutlicher hören. Es war eine hübsche Melodie. Er hatte diese Melodie schon mal gehört, wohl im Radio, aber er wusste nicht, wie sie hieß.

Die Melodie kam von dort, wo das Eichhörnchen sich auf dem Boden zu schaffen machte. Auch das possierliche Tierchen schien von dem Wohlklang angelockt worden zu sein. Als es hinter sich Prendergasts Schritte hörte, rannte es davon und kletterte den nächsten Baumstamm hinauf.

Immer noch war die Melodie zu hören. Wenige Takte nur, dann jedes Mal eine kurze Pause. Die Melodie kam aus dem Haufen durrer Zweige und Laub unter dem Baum, auf den das Eichhörnchen geflüchtet war.

Prendergast stocherte mit dem Fuß in dem Laub herum. Dann stieß er gegen einen Gegenstand. Er bückte sich, hob zwei Äste auf und warf sie zur Seite.

Dann sah er zwischen den Blättern das blasse Gesicht, das ihn aus weit geöffneten Augen anstarrte.

Er begriff sofort, dass der Mann tot war. Und dass die Melodie aus einem Mobiltelefon kam, das in der Kleidung des Toten stecken musste.

Prendergast hatte schon manchen Fernsehkrimi gesehen. Er wusste des-

halb, was zu tun war. Vor allen Dingen durfte er keine Spuren verwischen.

Er trat einen kurzen Schritt zurück, zog sein eigenes Handy aus der Tasche und wählte eine Nummer.

»Sheriff's Office Passaic County«, hörte er eine sachliche Männerstimme.

»Prendergast. Ich habe gerade eine Leiche gefunden. Männlich, weiß, ungefähr 30 Jahre alt. Haare schwarz, Augen braun ...«

»Mit den Details können wir uns später beschäftigen«, sagte der Mann im Sheriff's Office. »Wir werden uns den Toten ja bald selbst ansehen. Zuerst einmal das Wichtigste: Wo liegt die Leiche?«

»Wo zum Teufel will der denn hin?«, wunderte sich Sanderson. Er erhob seine baumlange Gestalt von seinem wackligen Sessel und trat ans Fenster.

»Und warum hat er es so eilig?«

»Wer?«, fragte ich.

»Rooney«, antwortete Sanderson. »Das da ist sein Toyota. Den Fahrer kann ich nicht sehen, aber niemand sonst hier fährt einen solchen Wagen. Hat ihm Charly denn nicht gesagt, dass wir ihn sprechen wollen?«

»Ich fürchte, Charly hat es ihm gesagt«, antwortete ich und trat zu Sanderson ans Fenster. »Der Mann verspürt ganz offensichtlich keine Lust, mit der Polizei zu sprechen.«

»Sie glauben also, dass er der Bursche ist, der gestern ...«

Ich nahm mir nicht die Zeit zu antworten. Jetzt hatte auch ich es sehr eilig.

Carson fühlte sich wohl in der Wohnung, in die Gilmore ihn gebracht hatte. Für seine Verhältnisse war es eine geradezu luxuriöse Wohnung. Allein das Badezimmer war größer als Carsons eigenes Wohnzimmer, die Wände des Raumes waren aus Marmor und die Wasserhähne waren vergoldet.

Der Wohnraum hatte die Ausmaße einer Turnhalle, war mit kostbaren Teppichen belegt und hatte die größte und bestausgestattete Hausbar, die Carson je gesehen hatte.

Carson saß in einem der schweren schwarzen Ledersessel, hatte die Beine auf die Tischplatte gelegt und betrachtete gut gelaunt den Cognac-Schwenker in seiner rechten Hand.

Die Tür öffnete sich so leise, dass Carson es nicht hörte. Aber er spürte den leisen Luftzug und wandte den Kopf.

»Ich hoffe, dieses Etablissement entspricht mehr Ihren Ansprüchen als Ihre vorige Unterkunft«, sagte der Mann an der Tür.

Carson musterte ihn mit einem schnellen, prüfenden Blick.

»Ich habe Sie schon mal gesehen«, sagte er. »Im Fernsehen. Sie hatten gerade einen Filmschauspieler freigeipakt, der angeklagt war, seine untreue Frau erwürgt zu haben.«

»Er hatte sie erwürgt«, sagte Forsyte. »Das Luder hatte es nicht anders verdient. Hat ihren Mann nach allen Regeln der Kunst betrogen. Wahlos mit Männern und Frauen.«

Carson lachte.

»Sie sprechen wie ein Mann, der schon ähnliche Erfahrungen gemacht hat. Wollen Sie mich anheuern, um Ihre eigene Ehefrau über den Jordan zu schicken?«

»Ich bin geschieden«, sagte Forsyte. »Hat mich ein Heidengeld gekostet. Drei

kostspielige Geliebte kommen billiger als eine geldgierige Exfrau.«

»Ein Mörder ist sehr viel billiger.«

»Aber nicht mein Stil. In meinen Kreisen entledigt man sich einer unausstehlichen Ehefrau nicht mit dem Revolver, sondern mit dem Scheckheft.«

»Sind Sie der Mann, der meinen Rechtsanwalt bezahlt hat?«

»Allerdings.«

»Warum haben Sie nicht selbst meine Verteidigung übernommen? Sie hätten es sicher nicht schlechter gemacht als dieser Pfuscher Henderson.«

»Henderson hatte keine Chance, Sie freizubekommen. Die Beweise gegen Sie waren erdrückend. Weshalb ich Sie nicht selbst verteidigt habe? Können Sie sich das denn nicht denken?«

»Klar kann ich, aber ich will es von Ihnen hören, Forsyte. Niemand sollte uns beide zusammen sehen. Damit niemand auf den Gedanken kommen würde, dass Sie meine Flucht aus dem Gefängnis arrangiert haben. Warum haben Sie mich rausgeholt?«

»Weil Sie einer der Besten in Ihrer Branche sind. Wahrscheinlich der Beste.«

»Und einer der teuersten«, fügte Carson hinzu. »Was ich auch immer für Sie tun soll, erwarten Sie nicht, dass ich es kostenlos tue. Als Belohnung für meine Befreiung. Die paar Monate hätte ich doch auf einer Backe abgessen.«

»Sie werden mit meiner Bezahlung zufrieden sein. Aber verraten Sie mir bitte eines: Weshalb lebt ein Spitzenmann wie Sie so bescheiden? Weshalb führen Sie das Leben eines kleinen Angestellten, mit einer Arbeitszeit von 9 bis 17 Uhr?«

»Tarnung. Einer meiner größten Vorzüge ist meine Unauffälligkeit. Niemand traut mir zu, dass ich auf der Straße auch nur eine leere Zigarettenschachtel wegwerfe. Aber wenn ich eine Wohnung

hätte wie diese, einen italienischen Sportwagen, eine teure Geliebte ...«

»Würde Ihnen dieses Leben denn nicht gefallen?«

»Natürlich. Und ich werde es auch führen. In einem oder zwei Jahren. Noch ein paar Aufträge und ich kann mich zur Ruhe setzen. Auf Hawaii vielleicht oder an der Côte d'Azur. Irgendwo, wo mich niemand kennt. Jetzt, nach meiner Flucht, werde ich auch einen neuen Namen brauchen.«

»Den kriegen Sie. Beste Papiere. Wenn Sie wollen, kriegen Sie auch ein neues Gesicht. Für mich arbeitet einer der besten Schönheitschirurgen der Stadt. Wenn der Sie unter seinem Messer gehabt hat, erkennt nicht einmal Ihre Mutter Sie wieder.«

»Gut, dann können wir ja zur Sache kommen. Soll ich das Weiße Haus für Sie in die Luft sprengen?«

»Aber nein. Wir wollen doch Mistress Obama nicht erschrecken. Außerdem würde mir das kein Geld einbringen. Meine Geschäfte sind alle sehr einträglich. Also, Mister Carson, hören Sie zu!«

○

Ich rannte, als wollte ich mich für die Olympiamannschaft der USA qualifizieren. Von Sandersons Büro bis zu meinem Wagen waren es etwa 100 Meter. Mit jeder Sekunde wurde Rooneys Vorsprung größer und meine Hoffnung, ihn auf der Straße einzuholen, geringer.

Endlich erreichte ich meinen Wagen, riss die Tür auf und setzte mich hinter das Lenkrad.

Noch bevor ich saß, hatte ich das Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmte. Als der Wagen dann losfuhr, bestätigte sich mein Verdacht in der ersten Sekunde: Die Karre hatte eine Straßenlage wie ein Heuwagen auf einem schlaglochübersäten Feldweg.



Ich hielt an, sprang aus dem Wagen und rannte um ihn herum.

Jetzt sah ich es: Das rechte Hinterrad war platt.

Vom Hubschrauber her kam der alte Charly herangeschlurft.

»Der tollste Schlitten taugt nichts, wenn er nur drei Räder hat«, spottete er. Er besah sich den Plattfuß. »Sie sind wohl in einen Nagel gefahren. Passiert hier manchmal.«

»Das war kein Nagel, sondern ein Messer«, widersprach ich. Ich deutete mit dem Fuß auf die Einstichstelle im Reifen. »Sagen Sie, Charly, haben Sie jemanden gesehen, der sich an dem Wagen zu schaffen gemacht hat?«

»Ich habe nur einen Vogel gesehen, der im Vorbeifliegen auf die Motorhaube geschissen hat«, antwortete Charly.

Von seinem Büro her kam Sanderson auf seinen langen Beinen dahergestakst. Er betrachtete die Sache und warf dann Charly einen merkwürdigen Blick zu.

»Steh hier nicht rum, sondern hilf Agent Cotton, den Reifen zu wechseln!«, knurrte er.

»Mit Vergnügen«, sagte Charly. »Einen so tollen Schlitten habe ich noch nie repariert.«

Ich blickte in sein vor Schadenfreude leuchtendes Gesicht und wusste, dass er sich nicht sehr anstrengen würde, mir zu helfen. Dann öffnete ich die rechte Wagentür, um nach dem Funkgerät zu greifen.

Das Funkgerät war schneller als meine Hand. Aus dem Lautsprecher hörte ich die Stimme von Steve Dillaggio.

»Ich habe Neuigkeiten, die dich vielleicht interessieren werden, Jerry«, sagte er. »Vielleicht hat die Sache ja wirklich nichts mit unserem Fall zu tun, aber da

du gerade in der Gegend bist ... Man hat eben die Leiche eines unbekanntes Mannes gefunden. In einem Waldstück ein paar Meilen westlich vom Flughafen. Der Sheriff und seine Leute kümmern sich bisher darum. Fahr hin und sieh dir die Sache an!«

»Mach ich, sobald mein Wagen wieder einsatzbereit ist.«

»Hast du ihn gegen einen Baum gefahren?«

»Ich erzähle dir die Geschichte später. Jetzt möchte ich, dass du eine Fahndung veranlasst. Es handelt sich um Bill Rooney, Hubschrauberpilot bei *Skywalker*. Ist mit einem kleinen blauen Toyota unterwegs nach Osten, Richtung New York. Schneller, als die Polizei erlaubt.«

Der alte Charly grinste jetzt noch mehr als zuvor.

»Sie meinen, dass Rooney den Fluchthubschrauber gestern geflogen hat?«, fragte er. »Donnerwetter! So viel Mumm hätte ich dem Burschen gar nicht zutraut. Ein Teufelskerl!«

»Darüber wird er anders denken, wenn er erst mal im Gefängnis sitzt«, sagte ich.

⊙

Ich sah den ersten Polizeiwagen viel früher, als ich erwartet hatte. Er stand in einer Waldschneise, nicht einmal eine Meile vom Flughafen entfernt. Da der Tote, den ich mir ansehen sollte, mir schon nicht davonlaufen würde, bog ich in die Schneise ein und hielt hinter dem Polizeifahrzeug.

Ein junger Deputy kam mir entgegen, um mich zu verscheuchen.

»Hier läuft eine polizeiliche Untersuchung«, sagte er. »Ich möchte Sie deshalb bitten ...«

»Wir sind gewissermaßen Kollegen«, sagte ich. »FBI, Special Agent Cotton.« Ich zeigte ihm meinen Dienstaussweis.

»Seit wann interessiert sich das FBI für widerrechtlich auf einem Waldweg abgestellte Autos?«, wunderte er sich.

»Haben Sie den Halter des Wagens schon festgestellt?«, fragte ich zurück.

»Klar. Der Mercedes gehört einem gewissen John Gilmore. Gilmore selbst ist nicht zu sehen. Aber wir haben Fußspuren gefunden. Sie führen zurück zur Straße. Weshalb fährt ein Mensch einen so teuren Wagen in den finsternen Wald, steigt dann aus und geht zur Straße zurück?«

Das war eine Frage, die ich ihm auch nicht beantworten konnte.

»Vielleicht kommt er ja bald wieder zurück«, sagte ich. »Sie brauchen nichts weiter zu tun als zu warten.«

»Wir ziehen es vor, ihn zu suchen. Ich habe schon Hunde angefordert. Die werden ihn bald finden. Tot oder lebendig, wie die Kerle in den Wild-West-Filmen immer sagen.«

⊙

Karen Wilmington hatte einen Frisiersalon fast am südlichen Ende des Broadway. Unter ihren Angestellten gab es auch Männer, aber alle ihre Kunden waren Frauen. Deshalb blickte sie ein wenig verwundert auf Phil Decker und unseren jungen Kollegen O'Hara.

Sie mochte etwa 30 Jahre alt sein, hatte eine atemberaubende Figur und kupferfarbenes Haar in einer Fönung, wie sie in der Natur nicht vorkommt.

»Ich bedaure, Gentlemen«, sagte sie. »Aber dies ist ein Salon nur für Frauen.«

»Ich würde mich mit dem größten Vergnügen von Ihnen verschönern lassen«, sagte Phil. »Aber ...«

»Wenn das bei Ihnen möglich wäre«, warf O'Hara respektlos ein. Sofort lief er wieder rot an. »Ich wollte damit nicht sagen, dass bei Ihnen Hopfen und Malz verloren ist, sondern ganz im Gegenteil,

dass es an Ihnen nichts gibt, was der Verschönerung bedürfte.«

»Ich weiß«, nickte Phil. »Deshalb ist es auch nicht nötig, mir das zu sagen.« Er wandte sich an die Frau, die ihn und O'Hara begrüßt hatte. »Wir sind vom FBI. Special Agent Decker und mein Kollege O'Hara.« Er zückte seine ID-Card. »Wir würden gerne mit Mistress Karen Wilmington sprechen.«

»Das tun Sie bereits. Aber ich bin eben mit einer Kundin beschäftigt. Wenn Sie eine halbe Stunde warten wollen ...«

»Das ist nicht nötig«, sagte eine der Kundinnen. »Ich warte gerne. Ich beneide Sie sogar, Mistress Wilmington. Von zwei so gut aussehenden Polizisten würde ich mich gerne in die Mangel nehmen lassen.«

»Gut, dann wird Lilly sich inzwischen um Sie kümmern. Kommen Sie bitte mit in mein Büro, Gentlemen.«

Im Büro bot sie den beiden Besuchern keinen Platz an. Offenbar wollte sie die Polizisten schnell wieder loswerden.

»Sie sind also wegen meines missratenen Bruders hier?«, fragte sie Phil als den Älteren der beiden.

»Wenn Sie mir die Bemerkung gestatten: Sie scheinen für Ihren Bruder nicht sehr viel übrig zu haben.«

»Niemand, der ihn kennt, hat viel für ihn übrig. Wer ihn so gut kennt wie ich, hasst ihn. Leider kennt ihn niemand auf der Welt so gut wie ich. Sonst säße er schon seit seiner frühen Jugend im Gefängnis. Seit seiner Flucht gestern spricht die ganze Stadt über ihn. Ich bin froh, dass ich nicht mehr so heiße wie er. Der Name Wilmington ist das Einzige, was mein Mann mir hinterlassen hat.«

»Er ist tot?«, fragte Phil.

»Für mich schon. Er ist abgehauen. Mit einer meiner Angestellten und mit der Ladenkasse. Um genau zu sein: Er hat mein Bankkonto geplündert. Jetzt

verjubelt er mit dem Luder mein Geld in Acapulco.«

»Gilt Ihre Abneigung allen Männern oder nur Ihrem Mann und Ihrem Bruder?«

»Wenn alle Männer solche Nichtsnutze wären, wäre es schlecht bestellt um die Welt.«

»Ein Mann, der eine so tolle Frau wie Sie betrügt oder gar verlässt, ist ein Vollidiot«, sagte O'Hara.

Mrs Wilmington schenkte ihm einen dankbaren Blick.

»Mein Mann ist ein Schuft, aber er ist nicht halb so übel wie mein Bruder. Das ist der übelste Halunke, der mir je begegnet ist. Ein Mensch ohne eine Spur von Anstand und Charakter.«

»Er war nicht vorbestraft, als er Fahrerflucht beging«, wandte Phil ein. »Er war geradezu ein Musterbürger.«

Mrs Wilmington lachte bitter auf.

»Was für eine Ironie des Schicksals, dass er nicht wegen seiner zahlreichen Straftaten ins Gefängnis kam, sondern wegen eines Unfalls, an dem er keine Schuld trug!«

»Er kam nicht wegen des Unfalls ins Gefängnis, sondern wegen Fahrerflucht«, widersprach O'Hara.

»Dieses Verhalten entspricht ganz seinem Charakter. Unauffällig zu sein, sich im Hintergrund zu halten, lieber davonzulaufen als Aufsehen zu erregen ... Die spektakuläre Flucht mit dem Hubschrauber war bestimmt nicht sein Einfall.«

»Verzeihen Sie meine Neugier«, sagte Phil. »Aber ich möchte doch gerne wissen, worauf Ihre schlechte Meinung über Ihren Bruder beruht.«

»Er ist der größte Heuchler der Welt. So unauffällig wie ein Grashalm unter

Millionen anderen Grashalmen in der Prärie. Aber böseartig, hinterhältig und gewissenlos. Schon als kleiner Junge war er so. Benahm sich immer wie ein Musterknabe und schadete jedem in seiner Umgebung, so gut er nur konnte. Ich weiß nicht, was ihn so hat werden lassen. Es lag bestimmt nicht an seiner Erziehung. Unsere Eltern waren anständige, rechtschaffene Leute. Mein kleiner Bruder dagegen ... Auch wenn es böseartig klingt, aber ich denke manchmal wirklich, dass es besser wäre, wenn er damals bei dem Unfall ums Leben gekommen wäre und nicht der Betrunkene, den er überfuhr.«

»Sie nennen ihn Ihren kleinen Bruder. Er ist also jünger als Sie?«

»Zwei Jahre.«

Phil versagte sich ein amüsiertes Lächeln. Er wusste aus den Akten, dass Karen Wilmington vier Jahre älter war als ihr Bruder. Sie konnte sich denken, dass er es wusste oder es leicht in Erfahrung bringen konnte, aber der Versuchung, sich jünger zu machen, als sie war, konnte sie nicht widerstehen.

»Hat Ihr Bruder eine Freundin?«, fragte Phil.

»Nein, natürlich nicht. Ich nehme an, er geht lieber zu Huren. Denen braucht er nichts über sein Privatleben zu erzählen. Eine feste Freundin dagegen bekäme bald Einblick in sein wahres Dasein. Sie würde unweigerlich von den Schweinereien erfahren, die er begeht.«

»Von welchen Schweinereien sprechen Sie?«

»Was weiß ich? Vielleicht vergeht er sich an den Nachbarskindern. Oder er steigt nachts in Villen ein. Er ist ein Verbrecher, der zu jeder Gemeinheit fähig ist. Vorausgesetzt, dass die Sache geheim bleibt. Ich glaube, er übernimmt kriminelle Aufträge. Morde vielleicht.

Jedenfalls bekommt er eine Menge Geld dafür.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich sagte doch schon, dass mein Mann mich betrogen hat. Ich besaß keinen Cent mehr damals. Mein Bruder hätte mir helfen können. Natürlich hat er es nicht getan. Und natürlich hat es ihm Vergnügen bereitet, mir zu zeigen, dass er durchaus dazu in der Lage gewesen wäre. Er besaß die Bosheit, mir Einblick in seine Bankauszüge zu gewähren.«

»Was war daran so boshaft?«

»Er hatte 500.000 Dollar auf der hohen Kante. Keinen Cent davon hat er mir gegeben. So viel Geld kann er sich unmöglich auf ehrliche Weise verdient haben. Nicht als kleiner Angestellter.«

»Wo hat er gearbeitet?«

»Bei einer Spedition. Er war verantwortlich dafür, dass die Lastwagen der Firma in bestem Zustand waren. Er versteht eine Menge von Technik. Während seiner Dienstzeit bei der Army war er bei den Pionieren. Hatte mit Minen zu tun, Bomben, Torpedos ... Mit allem, was explodieren oder brennen kann. Sein Job war es, Sprengkörper zu entschärfen. Das hat ihm viel Spaß gemacht.«

»Warum ist er dann nicht bei der Army geblieben?«

»Zu viele Vorgesetzte, die ihn herumkommandierten.«

Mrs Wilmington blickte auf ihre zierliche Armbanduhr.

»Ich habe nur noch eine Frage«, sagte Phil. »Da Ihr Bruder so viel Geld hat, hat er seinen Anwalt also selbst bezahlt?«

»Wo denken Sie hin! Damit hätte er ja zugeben müssen, dass er nicht der arme Schlucker ist, für den ihn alle halten.«

»Wer hat dann Mister Henderson engagiert?«

»Keine Ahnung!«

»Hat er vielleicht wohlhabende Freunde?«

»Er hat überhaupt keine Freunde. Die wenigen Leute, die ihn wirklich kennen, sehen ihn viel lieber hinter Gittern als in Freiheit.«

Mrs Wilmington blickte wieder auf die Uhr.

»Noch eine letzte Frage: Hat er sich nach seiner Flucht mit Ihnen in Verbindung gesetzt?«

»Ich bin der letzte Mensch auf der Welt, den er um Hilfe bitten würde. Wahrscheinlich verkriecht er sich wie eine Ratte in einem unterirdischen Abwasserkanal.«

»Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit, Mistress Wilmington«, sagte Phil. »Jetzt möchte ich Sie nicht länger von Ihrer Arbeit abhalten.«

Mrs Wilmington strich O'Hara mit einer fast zärtlichen Geste über sein rotes Haar.

»Hübscher Junge«, sagte sie. »Aber fürchterliche Farbe! Kommen Sie doch mal wieder! Ich verpasse Ihnen eine andere Tönung.«

»Das ist meine natürliche Haarfarbe«, sagte O'Hara verlegen.

»Umso mehr Grund, sie zu ändern. Sie wollen doch nicht weiterhin so durchs Leben gehen? Selbst mit einer Glatze sähen Sie noch besser aus.«



Die Polizeifahrzeuge standen zu beiden Seiten der schmalen Straße, sodass kaum ein Durchkommen zwischen ihnen war. Da es aber auf dieser Straße sowieso nur wenig Verkehr gab, spielte das keine große Rolle.

Ich zeigte einem Deputy Sheriff meinen Dienstausweis und wurde von ihm zu seinem Vorgesetzten gebracht.

Sheriff Logan war ein kleiner, schlanker Mann. Er begrüßte mich freundlich,

konnte sich aber die Frage nicht verneifen: »Warum interessiert sich das FBI für diesen Toten?«

»Ich weiß gar nicht, ob wir uns wirklich für ihn interessieren«, antwortete ich. »Wahrscheinlich geht er uns überhaupt nichts an.«

»Na ja, es kann nichts schaden, wenn Sie ihn sich ansehen. Falls Sie den Fall übernehmen, habe ich auch nichts dagegen. Über Mangel an Arbeit können wir uns sowieso nicht beklagen.«

Der Tote lag am Waldrand, kaum zehn Schritte von der Straße entfernt.

»Piekfeiner Anzug«, sagte Logan. »Maßgefertigte Schuhe, sorgfältig frisiert, Fingernägel frisch manikürt. Es wäre ihm sicherlich, peinlich, wenn er wüsste, dass er unter einem Haufen Zweigen und Blättern verscharrt wurde.«

»Sein Mörder hatte es offenbar eilig«, sagte ich. »Hat nicht einmal eine Grube ausgehoben. So nahe bei der Straße musste der Tote doch bald gefunden werden.«

»Nicht unbedingt. Hier kommt kaum jemals ein Mensch her. Wenn nicht dieser alte Sonderling Prendergast ihn beim Pilzesammeln entdeckt hätte, hätte er hier liegen können bis zum jüngsten Tag.«

»Was wissen Sie über den Toten, Sheriff?«

»So gut wie nichts, außer dass er erst seit kurzem tot ist. Eine Stunde vielleicht. Er hat keine Papiere bei sich, keine Brieftasche, keine Uhr, keine Ringe, keine Krawattennadel, keinen Wohnungsschlüssel und kein Feuerzeug. Nichts, was uns bei der Identifizierung helfen könnte. Außer seinem Handy natürlich.«

Logan bemerkte meinen fragenden Blick und lächelte.

»Er wurde angerufen, als er schon tot war. Prendergast hat das Piepsen gehört und ihn dann gefunden.«

»Wenn sein Mörder ihn ausgeplündert hat, warum hat er ihm dann das Telefon gelassen?«

»Offenbar hat er es übersehen. Das Handy fiel dem Toten aus der Tasche, als er hierhergeschleppt wurde. Er lag darauf.«

»Aber damit können Sie doch leicht feststellen, wer er ist.«

»Erst wenn wir es gründlich nach Fingerabdrücken untersucht haben. Das geschieht gerade. Vorher fassen wir es nicht an.«

»Was war die Todesursache?«

»Zwei Schläge auf den Kopf mit dem sprichwörtlichen stumpfen Gegenstand.«

»Ein Ast vielleicht?«

»Nein, eher eine Eisenstange. Er wurde übrigens auch nicht hier ermordet, sondern erst nach seinem Tod hierhergebracht. Das beweisen die Spuren deutlich.«

»Welche Spuren haben Sie gefunden?«

»Reifenspuren. Der Wagen kam aus Osten, also Richtung New York. Er parkte hier am Straßenrand, der Tote wurde hier zwischen die Bäume geschleppt und hastig zugedeckt. Dann ging der Täter zum Wagen zurück, kehrte um, hinterließ dabei Reifenspuren im Gras neben der Fahrbahn und fuhr wieder Richtung New York zurück.«

»Also auch in Richtung zu dem kleinen Flughafen«, sagte ich. »Was wissen Sie über das Fahrzeug?«

»Ein PKW, zweifellos. Kein Kleinwagen, größer und schwerer. Die Reifenspuren werden uns mehr verraten.«

»Ein Mercedes vielleicht?«

»Durchaus möglich. Sie denken an den Wagen, den man ein paar Meilen östlich von hier gefunden hat?«

»Ja. Den Wagen hat man gefunden, aber nicht seinen Fahrer. Übrigens auch keinerlei persönliche Gegenstände. Jemand hat offenbar alles mitgenommen, was die Identifizierung erleichtern könnte.«

»Es wird uns trotzdem keine Schwierigkeiten bereiten, herauszufinden, auf wen die Karre zugelassen ist«, sagte Sheriff Logan zuversichtlich.

»Viel mehr interessiert mich, wer ihn gefahren hat«, sagte ich. »Das muss nicht der Besitzer sein. Jedenfalls müssen wir den Mercedes nach Fingerabdrücken untersuchen. Vielleicht finden wir darin die Abdrücke dieses schweigsamen Herrn hier. Und wenn wir Glück haben, sogar die seines Mörders.«

⊙

Carson stand an dem riesigen Fenster der luxuriösen Wohnung und blickte nach Westen, über den Hudson River, in dem die Strahlen der bereits tief stehenden Sonne sich spiegelten. Gewöhnlich kam er zu dieser Stunde von der Arbeit nach Hause und freute sich auf sein Abendessen und eine oder zwei Flaschen Bier. Heute dagegen fühlte er sich seltsam unwohl.

Seit Gilmore ihn aus dem ersten, zellenartigen Vorsteck hierhergebracht hatte, hatte er nichts anderes getan als Cognac zu trinken, fernzusehen und sich zu langweiligen.

Immer noch brachte jeder Sender in seinen Nachrichten einen Bericht über die gestrige spektakuläre Flucht aus dem Gefängnis in Deanville. Immer wurde dabei ein wenig vorteilhaftes Bild von Carson gezeigt, und immer verkündeten Fachleute und solche, die sich dafür hielten, ihre Theorien über die Hintergründe der Flucht.

Anfangs hatten diese Berichte Carson amüsiert, jetzt langweilten sie ihn nur noch. Als die Tür sich öffnete und Forsyte eintrat, drehte er sich verärgert um.

»Ich habe Sie schon viel früher erwartet«, sagte er mürrisch.

»Es hat ein wenig gedauert, passende Kleidung für Sie zu besorgen«, entschuldigte sich Forsyte. »Außerdem bin ich ein viel beschäftigter Anwalt. Ich kann nicht einfach ...«

»Was ist an der Kleidung, die Gilmore mir mitgebracht hat, auszusetzen?« Carson blickte an sich hinunter. »Noch nie in meinem Leben war ich so pickfein gekleidet.«

»Sie sind zu gut gekleidet. Ganz nach dem Geschmack von Gilmore.«

»Sie scheinen den gleichen Geschmack zu haben.«

»Ich bin Anwalt, Absolvent von Harvard und Yale und Mitglied in den teuersten Clubs der Stadt. Ich kann nicht in ausgefransten Bluejeans herumlaufen. An einem Mann wie Ihnen, der es gewohnt ist, die Kleidung eines Monteurs oder Tankwarts tragen, nimmt sich ein Nadelstreifenanzug einfach merkwürdig aus.«

»Ja, da haben Sie wohl recht«, stimmte Carson zu. »Was haben Sie mir denn mitgebracht?«

Forsyte legte drei große Einkaufstüten auf den Tisch.

»Das können Sie nachher anziehen«, sagte er. »Ich bin nicht scharf darauf, einem Mann beim Striptease zuzusehen. Jetzt sollten wir über den Job reden, für den ich Sie angeheuert habe.«

»Gut! Fangen wir mit der Bezahlung an! Wie viel geben Sie mir?«

»Wenn ich es selbst täte, würde mich das keine zehn Dollar kosten. Einem Fachmann zahle ich 10.000. Einem Spitzenkünstler wie Ihnen 50.000.«

»Das ist völlig indiskutabel. Bevor

ich ins Gefängnis kam, hätte ich es für diesen Preis gemacht. Aber jetzt riskiere ich meine Freiheit, sobald ich das Haus verlasse. So ziemlich jeder Mensch in dieser Stadt hat inzwischen ein Dutzend Mal mein Bild gesehen.«

»Dann verändern Sie eben Ihr Aussehen! Eine andere Haarfarbe, eine Baseballmütze auf dem Kopf, eine dunkle Brille ...«

»Erzählen Sie mir nicht, wie man es schafft, unauffällig auszusehen! Darin habe ich lebenslange Übung. Bleiben wir lieber beim Thema. Nach meiner Flucht aus dem Gefängnis werde ich nie wieder einen Arbeitsplatz bekommen. Wenn ich den Lohn für 30 Jahre rechne, der mir auf diese Weise entgeht, kommen wahrscheinlich ein paar hunderttausend zusammen.«

»Machen Sie sich nicht lächerlich! Den Lohnausfall kann weder ich Ihnen ersetzen noch sonst jemand auf der Welt. Ich gebe Ihnen 100.000. Die Hälfte davon sofort, die andere Hälfte nach Erledigung des Auftrags.«

»Sagen wir 200.000 und ich bin einverstanden.«

»Gut«, stimmte Forsyte nach kurzem Zögern zu. »Aber es wird eine Weile dauern, bis ich so viel Bargeld beisammen habe.«

»Kein Bargeld! Überweisen Sie das Geld einfach auf eines meiner Bankkonten auf den Bahamas. Sobald das Geld dort ist, schreite ich zur Tat. Also, welche Bude soll ich für Sie abfackeln?«

Forsyte zog aus der Innentasche seines Maßanzugs ein paar Fotos und reichte sie Carson. Es waren Fotos eines schlichten, unscheinbaren Gebäudes mit nur wenigen vergitterten Fenstern. Es erinnerte Carson unangenehm an das

Gefängnis, aus dem er gestern geflohen war.

»Diese Bude ist nicht einmal einen Kanister Benzin und ein Streichholz wert«, meinte Carson geringschätzig. »Wem gehört die Hütte und warum soll sie brennen?«

»Sie soll nicht einfach brennen, sondern einstürzen. So gründlich, dass kein Stein auf dem anderen bleibt. Und von allem, was sich in dem Gebäude befindet, darf nur noch Asche übrig bleiben.«

»Werden dabei Menschen zu Schaden kommen?«

»Würde das Ihr Gewissen belasten?«

»Es würde mein Honorar in die Höhe treiben.«

»Wenn Sie es bei Nacht tun, wird kein Mensch sich in dem Haus befinden.«

»Wem gehört das Haus? Einem Ihrer Todfeinde?«

»Müssen Sie das wissen, um es in Schutt und Asche legen zu können?«

»Nein.«

»Dann hören Sie auf, Fragen zu stellen!«

»Eine Frage habe ich noch: Soll die Sache schon heute Nacht steigen?«

»Nein. Erst morgen. Ich muss noch ein paar Vorbereitungen treffen.«

»Ich auch«, sagte Carson. »Ich muss das nötige Brandmaterial besorgen. Die Sache soll doch wie ein Unfall aussehen, nicht wahr?«

»Ja. Ein Kurzschluss vielleicht, eine alte defekte Stromleitung, eine von einem Arbeiter achtlos weggeworfene Zigarettenskippe, irgend so was in der Art. Ich überlasse das ganz Ihnen. Auf keinen Fall darf die Sache als Brandstiftung erkannt werden.«

»Verstehe. Sie können sich ganz auf mich verlassen. Ich werde ein Feuerchen

anzünden, an dem selbst der Teufel seine Freude hat.«



Rooney wohnte in New York, in Brooklyn, aber er fuhr nicht zu seiner Wohnung zurück. Da die Polizei seine Spur bereits gefunden hatte, war zu befürchten, dass in seiner Wohnung bereits Cops auf ihn warteten.

Er bedauerte es nicht, dass er diese Wohnung wahrscheinlich nie wieder in seinem Leben betreten würde. Die Bude war klein, die Möbel altmodisch und unbequem und die Aussicht auf einen engen Hinterhof einfach scheußlich. Zudem war der Weg von dort durch halb Brooklyn und ganz Manhattan und Paterson entsetzlich lang. Rooney lächelte bei dem Gedanken, diesen Weg nie wieder fahren zu müssen.

Es gab nichts, was ihn in diese Wohnung zurückzog. Er besaß keine Wertgegenstände dort, und das Geld, das er von dem so plötzlich verbliebenen Mr Jackson bekommen hatte, lag in einer unauffälligen Tasche im Kofferraum seines Wagens.

Auf einem kleinen Parkplatz in der Nähe der Lincoln Plaza hielt er an. Jetzt endlich hatte er Zeit, in Ruhe über seine Situation nachzudenken.

Als Erstes durchsuchte er die Gegenstände, die er dem Toten abgenommen hatte.

Die Brieftasche war aus teurem Leder, enthielt aber kaum Geld, nur ein paar Kreditkarten. Es stimmte also offenbar, dass wohlhabende Leute kaum Bargeld mit sich tragen, allenfalls genug, um einem Liftboy ein kleines Trinkgeld zu geben.

Die Armbanduhr dagegen hatte bestimmt mehr gekostet, als Rooney in einem halben Jahr verdiente. Auch die protzigen Ringe mit den großen Steinen waren sicherlich ein kleines Vermögen

wert. Rooney verstand nichts von Edelsteinen, aber ein Mann, der so viel Wert auf Stil legte, trug bestimmt keinen Schmuck aus Glassteinen.

Der Tote hatte auch einige Papiere bei sich gehabt. Rooney sah sie hastig durch. Mit einem amüsierten Lächeln stellte er fest, dass der Mann nicht Jackson geheißen hatte, was Rooney sowieso keinen Augenblick geglaubt hatte, sondern John Gilmore. Auch die Kreditkarten lauteten auf diesen Namen. Leider würde Rooney mit diesen Kreditkarten nichts anfangen können.

Anders war es vielleicht mit Gilmores Wohnung. Die Wohnung lag im Süden der Seventh Avenue.

Eine Weile betrachtete Rooney nachdenklich die Wohnungsschlüssel. Wahrscheinlich hatte die Polizei den Toten noch nicht gefunden. Falls sie ihn überhaupt fand, dann vielleicht erst in 30 Jahren. Es war also unwahrscheinlich, dass die Polizei in nächster Zeit in dieser Wohnung auftauchen würde.

Denkbar war immerhin, dass der Mann eine Frau hatte. Dass er keinen Ehering getragen hatte, bedeutete nicht viel. Rooney kannte etliche verheiratete Männer, die keinen Ehering trugen. Er musste also damit rechnen, dass Rooney nicht allein wohnte.

»Du schuldest mir eine Menge Geld, Gilmore«, dachte Rooney. »Die Hälfte meiner Bezahlung. 25.000 Bucks. Und wenn ich dann noch eine Prämie aufschlage für all die Unannehmlichkeiten, die ich durch dich habe ... Vielleicht finde ich ja in deiner Wohnung eine ausreichende Entschädigung.«

Natürlich war es riskant, zu Gilmores Wohnung zu fahren. Aber in der Situation, in der Rooney sich befand, war alles riskant. Selbst das untätige Abwarten hier auf diesem Parkplatz.

»Bei uns zu Hause in Kansas City erzählen sich die Leute die tollsten Geschichten über das ungeheure Tempo, mit dem hier in New York das Leben abläuft«, sagte O'Hara, während er hinter Phil die Treppe des alten Hauses emporstieg. »Zum Beispiel von dem Mann, der morgens auf dem Weg zur Arbeit an der noch nicht ganz ausgeschachteten Baugrube eines Wohnhauses vorbeikam. Am Abend, auf dem Heimweg, sah er dann, wie die ersten Mieter aus dem Haus geworfen wurden, weil sie drei Monate lang ihre Miete nicht bezahlt hatten.«

»Ganz so schnell geht es hier denn doch nicht zu«, meinte Phil. »Aber es kommt durchaus vor, dass ein Wolkenkratzer schon fünf Jahre nach der Fertigstellung wieder abgerissen wird, um ein noch höheres und noch teureres Gebäude an der gleichen Stelle zu errichten.«

»Dann wundert mich nur, dass diese Bude hier nicht schon vor 100 Jahren abgerissen wurde«, sagte O'Hara. »Es gibt hier noch nicht einmal einen Lift. Die Treppen sind aus Holz. Was suchen wir eigentlich hier? Meinen Sie wirklich, Carson hat sich hier in seiner eigenen Wohnung versteckt?«

»Die Idee ist so dreist, dass sie sogar klappen könnte«, antwortete Phil. »Wer würde einen Mann, der aus dem Gefängnis geflohen ist, in seiner eigenen Wohnung vermuten? Ich hoffe wirklich, dass Sie sich nie entschließen, Verbrecher zu werden, Kollege O'Hara. Sie zu schnappen wäre wirklich schwierig.«

O'Hara sah Phil misstrauisch an. Wie so oft wusste er nicht, ob Phil in vollem Ernst sprach oder ihn nur auf den Arm nehmen wollte.

»Wirklich, was tun wir hier?«, fragte er.

»Bis gestern war Carson nur ein Durchschnittsbürger, der nach einem Unfall die Nerven verloren hatte und davonlief. Ich selbst wusste noch nicht einmal, dass es ihn gab. Aber nach seiner Aufsehen erregenden Flucht aus dem Gefängnis ist klar, dass der Bursche gewaltig unterschätzt wurde.«

»Seine Schwester hält ihn sogar für einen Verbrecher, der teure und deshalb vermutlich gefährliche Aufträge übernimmt. Bezahlte Morde zum Beispiel.«

»Genau deshalb sind wir hier«, nickte Phil. »An sein Bankkonto auf den Bahamas können wir nicht ran. Aber in seiner Wohnung finden wir vielleicht irgendwelche Hinweise, womit er sein Geld wirklich verdiente.«

Die beiden Männer hatten das zweite Stockwerk erreicht. Es gab zwei Türen hier, links und rechts. Vor der linken blieb Phil stehen. Er zog ein kleines Etui mit winzigen Werkzeugen aus einer Tasche seines Jacketts.

»Brauchen wir nicht einen richterlichen Durchsuchungsbefehl?«, fragte O'Hara.

»Bei Gefahr im Verzuge nicht«, antwortete Phil. »Und da, wie Sie eben selbst sagten, die Möglichkeit besteht, dass der flüchtige Verbrecher Carson sich hier versteckt hält, sind wir berechtigt ... Was für ein erbärmliches Schloss! Und da wundern sich die Leute, dass es in dieser Stadt so viele Einbrüche gibt!«

Phil hatte nur drei Sekunden gebraucht, um das Schloss zu öffnen. Er stieß die Tür auf und trat ein.

O'Hara zögerte. Dann öffnete er sein Jackett, um im Ernstfall schneller an die Pistole in seinem Schulterhalfter zu kommen.

Die Wohnung war genauso unauffällig wie das ganze Haus und wie Carson

selbst. Möbel aus dem Warenhaus, ein paar Kunstdrucke an den Wänden, ein altmodischer Fernsehapparat.

»Sie nehmen die Räume links, ich rechts«, sagte Phil. Er wartete, bis O'Hara eingetreten war, dann schloss er die Tür. Mit wenigen Schritten durchquerte er den kleinen Wohnraum. Die Tür zum Nebenraum stand halb offen. Phil stieß sie ganz auf und trat ein.

Es war ein Schlafzimmer. Nichts an der Einrichtung war ungewöhnlich, wenn man davon absah, dass hier ein Doppelbett stand. Für einen Mann, der allein lebte, war dieses Bett viel zu groß, der pure Luxus. Phil blickte nachdenklich auf das Bett nieder.

O'Hara sah wenig Sinn in der Durchsuchung dieser Wohnung. Er glaubte nicht, dass hier mehr zu finden war als schmutzige Wäsche, gebrauchte Zeitungen und vergammelte Lebensmittel im längst abgeschalteten Kühlschrank. Deshalb warf er nur einen kurzen Blick in die Küche und marschierte dann, die Hände in den Hosentaschen, weiter zum Badezimmer.

Mit dem Ellbogen drückte er die Tür auf und trat ein.

Es war ein kleiner Raum, vielleicht zwei mal zwei Meter groß. Außer einer altmodischen Badewanne und einer Toilettenschüssel daneben gab es nur eine Dusche und ein Waschbecken. Der Vorhang der Dusche war zugezogen.

O'Hara nahm die Hände aus den Hosentaschen, ging auf die Dusche zu und zog den Vorhang beiseite.

Niemand stand dahinter. O'Hara hatte nichts anderes erwartet.

Erst als er das leise Geräusch hinter sich hörte, begriff er, dass er einen Fehler gemacht hatte. Er hatte versäumt, in den toten Winkel hinter der weit geöffneten Tür zu blicken.

Als er herumwirbelte, war es bereits zu spät. Das Einzige, was er sah, war

ein hoch erhobener Arm. Im nächsten Augenblick traf ein harter Gegenstand ihn mit ungeheurer Wucht über dem linken Ohr.

Seine Knie wurden weich wie Pudding, seine Beine knickten ein, seine Augen nahmen die Umgebung nur noch undeutlich wahr. Bevor es völlig dunkel wurde um ihn herum, sah er nur noch ein paar schwarze, glänzende Schuhe.

Dann sah und hörte er nichts mehr.

Phil hatte sich eben gebückt, um unter das riesige Bett im Schlafzimmer zu schauen, als er vom anderen Ende der kleinen Wohnung her ein dumpfes, polterndes Geräusch hörte.

»O'Hara?«, fragte er.

Er bekam keine Antwort. Stattdessen hörte er schnelle Schritte. Dann wurde die Wohnungstür zugeschlagen.

Phil richtete sich auf und zog seine Pistole. Er rannte nicht zur Wohnungstür, sondern zum Badezimmer. Wichtigter als den Kerl zu schnappen, der eben davonrannte, war, sich um seinen jungen Kollegen zu kümmern.

O'Hara lag sonderbar verkrümmt in der Badewanne, wie eine riesige, achtlos weggeworfene Puppe. Vielleicht war er auf dem glatten Fliesenboden ausgerutscht. Über seine linke Wange floss Blut.

Phil steckte seine Waffe wieder ein, packte O'Hara unter den Armen und zog ihn aus der Wanne.

O'Hara schlug die Augen auf und starrte ihn an, als blicke er durch dichten Nebel.

»Schwarze Schuhe!«, murmelte er.

»Wenn ich nicht den ganzen Tag mit Ihnen zusammen gewesen wäre, würde ich sagen, Sie sind besoffen«, sagte Phil.

Er stützte O'Hara und half ihm die paar Schritte bis zum Sessel im Wohnzimmer. Dort ließ er ihn langsam nieder.

»Vielleicht schnappe ich den Kerl noch«, sagte er. Dann rannte er los.

Er war nicht halb so zuversichtlich, wie er sich gab. Der Kerl, der O'Hara niedergeschlagen hatte, musste bereits einen großen Vorsprung haben. Vielleicht hatte er inzwischen schon die Haustür erreicht.

Phil riss die Wohnungstür auf und trat hinaus.

Verblüfft blieb er stehen. Er hatte erwartet, auf der hölzernen Treppe die Schritte eines Menschen zu hören, der die Treppe hinunterhetzte. Aber das einzige Geräusch, das er hörte, war das Klingeln eines altmodischen Telefons in einer Wohnung im Stockwerk über ihm.

Das Klingeln übertönte für zwei Sekunden das hastige Atmen eines Menschen. Dieser Mensch stand dicht hinter Phil, neben der Tür zu Carsons Wohnung.

Phil kam nicht mehr dazu, sich umzudrehen. Ihm blieb gerade noch genug Zeit, um zu begreifen, dass er den gleichen Fehler gemacht hatte wie sein unerfahrener junger Kollege. Zeit, sich darüber zu ärgern, blieb ihm nicht.

Ein harter Schlag traf seinen Hinterkopf. Das schwache Licht im Treppenhaus verdunkelte sich in einer Sekunde zur finsternen Nacht.

Phil brach zusammen. Er hörte nicht mehr, wie jemand über ihn hinwegstieg und dann schnell die Treppe hinunterging.

Carson hatte gelogen, als er Forsyte erzählte, dass er sich für die Brandstiftung erst das nötige Material besorgen musste. Er bewahrte das, was er für

seine Aufträge brauchte, niemals in seiner Wohnung, im Keller oder in der Garage auf. Stattdessen hatte er sich einen kleinen Lagerraum angemietet, in einem anderen Stadtteil und natürlich unter einem falschen Namen. Sich dort zu holen, was er brauchte, war nicht schwieriger, als sich einen Hotdog zu kaufen.

Forsyte hatte Carson einen unauffälligen Wagen zur Verfügung gestellt. Vermutlich ein gestohlenen, mit einem falschen Kennzeichen versehenes Fahrzeug. Ein Mann wie Forsyte war viel zu vorsichtig, einem aus dem Gefängnis entflohenen Verbrecher eines seiner eigenen Fahrzeuge zur Verfügung zu stellen. Wenn man Carson schnappte, durfte keine Spur von Carson zu Forsyte führen.

Carson hatte auf der Brooklyn Bridge den East River überquert und war dann auf dem Brooklyn Queens Expressway einige Meilen weit nach Süden gefahren. Jetzt stand er in der Sackett Street und blickte hinüber zu einem Pier, der sich weit hinaus in die breite Mündung des East River erstreckte. Am Pier lag ein Schiff, das gerade entladen wurde. Noch vor dem Pier, etwa 50 Schritte von Carson entfernt, stand das Haus, das Carson morgen Nacht in Brand setzen sollte.

Tatsächlich sah das Haus nicht besser aus als auf den Fotos, die Carson gesehen hatte. Alt, ein wenig heruntergekommen, aus Ziegeln gemauert, ohne jede Spur von Verputz. Viele Gebäude hier sahen so aus. Aber dieser Eindruck täuschte. Es waren Lagerhäuser. In ihnen lagerten Waren, die aus aller Herren Länder hierhergebracht worden waren oder die von hier aus in alle Welt exportiert werden sollten. Der Wert der Waren in jedem dieser Gebäude konnte Millionen betragen.

Vor dem Haus stand ein Lastwagen mit der Aufschrift einer bekannten Speditionsfirma. Der Wagen war schon

hier gewesen, als Carson kam. Kräftige Männer trugen Kisten, deren Aufschrift Carson auf die Entfernung in der hereinbrechenden Dunkelheit nicht lesen konnte, in das Gebäude. Nach wenigen Minuten schon waren sie fertig und fuhren weg.

Carson wäre gern hinübergegangen, um sich in dem Gebäude umzusehen. Nicht etwa, um herauszufinden, ob das Gebäude und alles, was sich darin befand, seinem Auftraggeber Forsyte gehörte. Das war ihm gleichgültig. Er hatte den Auftrag, die Bude in Brand zu setzen, und das würde er tun. Aber es konnte nützlich sein, zu wissen, ob das Zeug darin gut brannte oder nicht.

Während Carson noch überlegte, ob er es riskieren konnte, seinen Wagen zu verlassen und hinüberzugehen, fuhr ein weiterer Lastwagen vor. Er war ebenso groß wie der erste, hatte aber keinerlei Aufschrift. Der Fahrer stieg aus und sprach ein paar Worte mit einem Arbeiter auf der Rampe. Gleich darauf erschienen einige Männer aus dem Inneren des Gebäudes und begannen, den Lastwagen zu beladen.

Sie arbeiteten schnell, wie im Akkord. Offenbar hatten sie viel zu tun und wollten bald damit fertig werden. Jedenfalls noch in dieser Nacht.

Carson machte sich darauf gefasst, dass er vielleicht noch Stunden würde warten müssen. Irgendwann würden die Kerle schon gehen. Dann konnte er sich in Ruhe dort drüben umsehen.



Phil lag in einem winzigen Boot, das weit draußen auf dem Meer dahintrief, ein Spielball der hohen Wellen. Ihm war speiübel, in Mund und Hals hatte er einen Geschmack, als habe er ein paar Liter salziges, mit Öl verunreinigtes Meerwasser getrunken.

Irgendjemand hatte ihn an der Schul-

ter gepackt und rüttelte ihn heftig. Der Brechreiz wurde noch stärker.

»Wachen Sie endlich auf, Mann!«, hörte er wie aus weiter Ferne eine Stimme sagen.

Er schlug die Augen auf.

Durch den Nebel, der vor ihm waberte, sah er das Gesicht eines Mannes. Der Bursche war kein bärtiger Seebär, und er trug auch nicht die gelbe Schwimmweste eines Mannes vom Seenotrettungsdienst. Über ihm wölbte sich kein blauer Himmel, sondern eine weiße Zimmerdecke, an der eine schlichte Glühbirne hing. Die schwache Lampe verbreitete nur wenig Licht.

Phil blickte sich um.

Jetzt erkannte er, dass sein erster Eindruck ihn getäuscht hatte. Er befand sich nicht in einem Zimmer, sondern in einem Treppenhaus. Und der Mann, der ihn schüttelte, war sein junger Kollege O'Hara.

»Sie haben sich auch nicht schlauer angestellt als ich«, hörte er O'Hara sagen.

Es dauerte einige Sekunden, bis er langsam begriff, was O'Hara damit sagen wollte.

»Haben Sie ihn erwischt?«, fragte er.

»Ich dachte, das wollten Sie übernehmen«, antwortete O'Hara.

Phil tastete vorsichtig nach seinem Hinterkopf. Blut verklebte sein Haar, und unter dem Haar wuchs eine Beule.

»Können Sie den Kerl beschreiben?«, fragte Phil.

»Nein, das Einzige, was ich von ihm gesehen habe, waren seine schwarzen polierten Schuhe.«

»Eine prächtige Täterbeschreibung! Wird sich gut machen auf dem Steckbrief. Gesucht: Ein Mann mit schwarzen Lackschuhen. Besonderes Kennzeichen: Schlägt gern Mitmenschen von hinten



nieder.« Da werden wir sicherlich Tausende von Hinweisen bekommen.«

Phil kam mühsam auf die Beine. Auch dabei musste O'Hara ihm helfen.

»Wollen Sie immer noch die Wohnung durchsuchen?«, fragte O'Hara.

»Klar! Jetzt mehr denn je.«

»Wir werden nichts finden. Carson ist längst über alle Berge, und er hat sicherlich alles mitgenommen, was für uns interessant wäre.«

»Sie schießen wieder mal schnell, wie immer aus der Hüfte, und wie immer weit daneben. Ihnen sind gleich zwei Fehler unterlaufen. Zunächst einmal ist der Kerl, von dem wir uns haben über-tölpeln lassen, nicht Carson.«

»Woher wollen Sie das wissen? Sie haben doch nichts von ihm gesehen.«

»Aber Sie haben immerhin seine Schuhe gesehen. Schwarz, sorgfältig gepflegt. Solche Schuhe trägt ein Manager im Nadelstreifenanzug, allenfalls noch ein Kellner im Restaurant. Carson dagegen ist sein ganzes Leben Handwerker gewesen, gelernter Mechaniker. Der würde eher Joggingsschuhe tragen. Was folgt daraus?«

»Nichts.«

Phil schüttelte missbilligend den Kopf. Er bereute es sofort. Die ganze Welt begann sich um ihn zu drehen. Er musste sich am Türrahmen abstützen, um nicht zu fallen.

»Da der Mann, den wir hier überrascht haben, nicht Carson selbst war, handelt es sich vermutlich um jemand, der noch nie hier war«, sagte er, als er sich wieder halbwegs erholt hatte. »Er wusste vielleicht, was er suchte, aber er wusste nicht, wo er es suchen sollte. Seine Suche hat also eine ganze Weile gedauert. Es ist unwahrscheinlich, dass wir gerade in dem Augenblick

gekommen sind, in dem er seinen Fund eingesteckt hatte. Das, was er suchte, befindet sich wohl noch hier. Und wir werden es finden!»

»Und was suchen wir?«, fragte O'Hara.

»Das wissen wir, sobald wir es gefunden haben.«

⊙

Die Straßenlampen brannten längst und überstrahlten die Sterne am Himmel, als ich ins Federal Building zurückkam. Mein erster Weg führte mich zu Steve Dillaggio.

Steve ist mein unmittelbarer Vorgesetzter und erwartete meinen Bericht.

»Der Hubschrauberpilot, den wir suchen, ist mit großer Wahrscheinlichkeit ein Mann namens Bill Rooney«, sagte ich, noch während ich mich setzte. »Wir suchen ihn doch schon, oder?«

»Alle Polizisten in ganz New York suchen ihn«, antwortete Steve. »Das wäre nicht nötig gewesen, wenn du ihn nicht hättest entkommen lassen.«

»Dass er unser Mann ist, wusste ich erst, als er davonlief. Na ja, lange kann es nicht dauern, bis wir ihn haben.«

»Was veranlasst dich zu dieser Vermutung?«

»Er ist kein Profi. Macht zu viele Fehler. Ich vermute, er hat seinen Auftraggeber ermordet. Aber er hat den Toten zu schlecht versteckt, er hat dessen Handy liegen gelassen, er hat den Wagen des Toten einfach irgendwo abgestellt ...«

»Noch ist nicht bewiesen, dass es wirklich der Wagen des Toten ist«, wandte Steve ein.

»Und er ist abgehauen, als er hörte, dass die Polizei sich für ihn interessierte«, sprach ich weiter.

»Immerhin war er so geistesgegen-

wärtig, dir die Autoreifen zu zerstechen.«

»Nur den rechten Hinterreifen. Und auch das hat er wohl nicht selbst gemacht, sondern der alte Charly.«

»Wer ist das?«

»Ein alter Knabe, der Carson mag und die Polizei hasst. Beides kann ich nicht recht nachvollziehen, aber er wird seine Gründe haben.«

»Sollen wir diesen Charly festnehmen? Wegen Behinderung der polizeilichen Ermittlungen?«

»Wie ich ihn einschätze, würde er das genießen. Er müsste dann seine Alte ein paar Tage lang nicht sehen. Die mag er offenbar noch weniger als uns Polizisten. Ihn festzunehmen und zu verhören wäre nichts als Zeitverschwendung. Übrigens, ich hatte dich gebeten, ein bisschen in der Vergangenheit von Rechtsanwalt Henderson herumzuznüffeln. Hat er früher schon mal mit Carson zu tun gehabt?«

»Nein, nie. Nach allem, was wir wissen, sind sie sich vorher nie begegnet. Carson ist nie straffällig geworden, und die beiden verkehren in Kreisen, die so weit voneinander entfernt sind wie die Erde vom Mars.«

»Ist Henderson selbst irgendwann mal unangenehm aufgefallen?«

»Seine Frau ist ihm mal davongelaufen. Mit einem Model für Nacktfotos.«

»Männlich?«

Steve grinste.

»Aber nein! Das Pikante an der Sache war, dass es sich um eine Frau handelte. Das gab viel Gesprächsstoff in den feinen Kreisen der Stadt. Aber Hendersons Ruf als Anwalt hat die Sache nicht geschadet.«

»Sonst wissen wir über den Mann nichts? Da steht ja in der Klatschpresse noch mehr über ihn als in unseren Akten!«

»Er hat mal einen Mann namens

Luke Conally verteidigt und freige-
paukt, der angeklagt war, ein Haus in
der Bronx angezündet zu haben. Das
einzig Interessante daran ist, dass bald
darauf auch Hendersons Motorjacht
in einer Marina auf Long Island unter
ungeklärten Umständen abbrannte.
Die Versicherung zahlte ihm eine hü-
bsche Summe aus. Zähneknirschend.
Man war der Meinung, dass der Kahn
beträchtlich überversichert war. Aber
es konnte keine Brandstiftung nachge-
wiesen werden und folglich auch kein
Versicherungsbetrug.«

Ich stand auf.

»Du wirkst so unternehmungslustig«,
spottete Steve. »Was hast du vor?«

»Nach Hause zu fahren, mich unter
die Dusche zu stellen und mich dann
vor den Fernseher zu setzen. Mit einer
Flasche Bier in der einen und einer Tüte
Erdnüsse in der anderen Hand. Mörder
und Ausbrecher gehen mich erst morgen
wieder etwas an.«

»Ich muss hier bleiben«, murmelte
Steve. »Ich habe Nachtschicht.«

»Viel Erfolg!«, spottete ich. »Viel-
leicht hast du den Fall ja schon geklärt,
wenn ich morgen früh wieder hier auf-
kreuze.«

⊙

Man braucht Glück, um in New York
schnell einen Parkplatz zu finden. Vor
kurzem ist ein Mann auf die Idee ge-
kommen, dem Glück nachzuhelfen. Er
verkauft im Internet die Adressen eben
frei gewordener Parkplätze. Fünf Dollar
kassiert er für jede Adresse, zwei davon
bekommt der Fahrer des Fahrzeugs, das
den Platz frei gemacht hat. Es heißt,
dass das Geschäft glänzend läuft.

Rooney hatte noch nichts von diesem
neuen Geschäftszweig gehört, aber er
hatte Glück. Als er gerade das Haus er-
reichte, in dem Gilmore gewohnt hatte,
fuhr ein Wagen vom Straßenrand weg.

Mit seinem kleinen Toyota hatte Roo-
ney keine Mühe, sich in die Lücke zu
klemmen.

Er stieg aus und sperrte den Wagen
ab. Der Gedanke, dass im Kofferraum
eine Tasche mit 25.000 Dollar lag, berei-
tete ihm Unbehagen. Es wurden täglich
so viele Autos gestohlen in New York,
und dieser Wagen und das Geld darin
waren Rooneys einziges Vermögen.

Aber wer würde schon so verrückt
sein, einen schon in die Jahre gekom-
menen Kleinwagen zu klauen oder auch
nur aufzubrechen? Wer die Karre ansah,
würde nie ein Vermögen im Kofferraum
vermuten.

Rooney ging die wenigen Schritte
bis zur Haustür. Er zog den Schlüssel
heraus, den er dem toten Gilmore abge-
nommen hatte, und sperrte auf.

Das Haus wirkte innen weitaus vor-
nehmer als außen, aber es war nicht
so vornehm, einen eigenen Portier zu
beschäftigen. Es gab auch keinen Lift-
boy hier. Wer hier wohnte, musste sich
schon dazu herablassen, selbst auf den
Knopf zu drücken.

Rooney fuhr in den fünften Stock
hinauf. Es gab vier Wohnungen hier.
An der Wohnung ganz links stand der
Name Gilmore neben der Tür.

Rooney drückte auf den Klingel-
knopf. Zwar war Gilmore offenbar nicht
verheiratet, aber vielleicht hatte er ja
eine Freundin. Oder einen männlichen
Lebensgefährten.

Niemand kam, um die Tür zu öffnen.
Rooney steckte den Schlüssel in die Tür
und sperrte auf.

Es war so dunkel in dem großen
Raum, dass Rooney kaum etwas erken-
nen konnte. Von der Straße her fiel nur
wenig Licht durch die Fenster herein.
Rooney durchquerte den Raum, stieß

dabei mit dem Knie gegen einen Stuhl, den er nicht gesehen hatte, unterdrückte einen Fluch, erreichte die Fenster und zog die Vorhänge zu.

Jetzt war es stockfinster in dem Raum. Rooney tastete sich durch die Dunkelheit zur Tür zurück, stieß wieder gegen den verdammten Stuhl, fluchte, humpelte weiter und erreichte endlich die Tür. Nach einigem Herumtasten fand er den Lichtschalter.

Der Raum war groß, teuer und geschmackvoll eingerichtet. Wahrscheinlich lag hier kein Geld herum und kein Schmuck. Ein Mann, der sich so peinlich korrekt kleidete, bewahrte sein Geld wohl in einem gut verborgenen Safe auf. Aber es gab sicherlich etliche andere Dinge hier, die man mitnehmen und zu Geld machen konnte. Das war immerhin ein gewisser Ersatz für die 25.000 Dollar, die Rooney von Gilmore noch zu bekommen hatte.

Gilmore schien ein Ordnungsfanatiker gewesen zu sein. Jeder einzelne Gegenstand hier hatte seinen bestimmten Platz und lag auch genau da, keinen Zentimeter daneben. Auf dem Esstisch stand nicht einmal eine Kaffeetasse, die Aschenbecher waren geleert und gesäubert und die Flaschen in der Hausbar standen in Reih und Glied wie Soldaten bei der Parade.

Nur eine kleine Schublade in dem Bücherregal an der Wand gegenüber dem Fenster war nicht ganz zugeschoben. Deshalb erregte sie Rooneys Aufmerksamkeit. Rooney ging hinüber und zog die Schublade ganz auf.

Zu seiner Enttäuschung fand er darin nur zwei Aktenordner. Er nahm den oberen heraus. Zeitungsausschnitte waren darin abgeheftet, dazwischen irgendwelche Papiere.

Rooney interessierte sich nicht für alte Zeitungen. Er fragte sich, weshalb Gilmore wohl darin geblättert hatte, bevor er wegging, um ihn zu erschießen. Er

war so eilig weggegangen, dass er sich nicht einmal die Mühe gemacht hatte, die Schublade ganz zu schließen.

Rooney blätterte lustlos in den Zeitungsausschnitten. Sein Blick blieb an dem Foto einer Motorjacht hängen. Eine schnittige Jacht zweifellos, solange sie noch neu gewesen war. Jetzt war sie nur noch ein Wrack, ausgebrannt und rußgeschwärzt. Der Name der Jacht war noch zu entziffern. *Stella Maris*.

Zwei Feuerwehrleute waren auf der *Stella Maris* zu sehen, die irgendetwas in den Trümmern suchten.

Die Unterschrift verriet, dass es sich um die Jacht eines Mannes namens Maxwell Henderson handelte. Der Name sagte Rooney nichts.

Rooney blätterte weiter. Der nächste Zeitungsausschnitt zeigte zwei Männer. Der eine mochte 50 Jahre alt sein, der andere höchstens halb so alt. Der zugehörige Artikel verriet, dass es sich um den Rechtsanwalt Henderson und seinen Mandanten Luke Conally handelte. Conally war angeklagt, die Werkstatt eines Schreiners angezündet zu haben. Die Beweislage war dürftig und so wurde Conally freigesprochen.

Rooney pfiiff leise durch die Zähne. Henderson hatte einen mutmaßlichen Brandstifter vor dem Gefängnis bewahrt und ein halbes Jahr später brannte seine eigene Jacht ab. Natürlich mochte das Zufall sein. Aber vielleicht auch hatte der ehrenwerte Anwalt Henderson die Bekanntschaft mit einem Brandstifter genutzt, um einen kleinen Versicherungsbetrug zu begehen.

Hastig überflog Rooney die Artikel, die sich mit dem Brand auf Hendersons Boot befassten. Zu seiner Enttäuschung stellte er schnell fest, dass Conally keineswegs den Brand gelegt haben konnte. Er hatte ein Alibi. Ein Sheriff hatte ihn wegen Trunkenheit am Steuer in eine Zelle gesteckt. Tausende Meilen vom

Tatort entfernt, in der Nähe von Fort Worth, Texas.

Rooney blätterte weiter. Bald stieß er auf ein weiteres Foto von Anwalt Henderson. Neben ihm standen zwei Männer. Einen von ihnen kannte Rooney.

Es war John Gilmore. Der Mann, dem diese Wohnung gehörte. Und der Rooney angeheuert hatte, um einen unwichtigen Zeitgenossen namens Carson mit dem Hubschrauber aus einem kleinen Gefängnis zu befreien.

Die Bildunterschrift verriet, dass es sich bei dem dritten Mann um einen Rechtsanwalt namens Forsyte handelte und dass Mr Gilmore ein Mitarbeiter von Forsyte war.

Rooney lächelte. Die Suche in der Wohnung hatte sich jetzt schon gelohnt. Er wusste jetzt, für wen Gilmore gearbeitet hatte. Vermutlich hatte Gilmore von diesem Forsyte auch den Auftrag für Carsons Befreiung bekommen.

Und für den Mord an Rooney.

»Sie haben mein Honorar noch nicht bezahlt, Mister Forsyte«, sagte Rooney.
»Sie sind mir eine Menge schuldig.«

○

Carson blickte auf seine Uhr. 3 Minuten nach 11. Drüben bei dem Lagerhaus wurde schon längst nicht mehr gearbeitet, aber noch war der Hafen nicht zur Ruhe gekommen. Er würde die ganze Nacht nicht zur Ruhe kommen, wie Carson wusste. Liegezeiten im Hafen sind teuer, deshalb bleiben Schiffe keine Stunde länger im Hafen als unbedingt nötig. Oft bleiben für die Seeleute nicht einmal ein paar Stunden, um eine Kneipe zu besuchen oder ein Bordell.

Carson stieg aus seinem Wagen. Noch einmal blickte er sich um.

Das Schiff am Pier war längst ausgelaufen, der ganze Pier lag im tiefen Dunkel, im Gegensatz zu den Nachbar-

piers. Drüben am Lagerhaus war das Tor schon vor mehr als einer Stunde geschlossen worden. Seit einer halben Stunde hatte Carson keinen Menschen mehr in der Nähe des Gebäudes gesehen.

Ohne Hast ging Carson hinüber. Er hielt sich fern von dem großen Tor an der Rampe. Etwa 20 Schritte rechts davon war eine kleine, eiserne Tür. Er war sicher, dass das Schloss ihm wenig Schwierigkeiten bereiten würde.

Schlösser zu knacken war zwar nicht sein Beruf, aber er beherrschte diese Kunst so gut wie ein Einbrecher. Es dauerte keine Minute, bis er die Tür geöffnet hatte. Er trat ein und schloss sie sofort wieder hinter sich.

Es war stockdunkel rings um ihn. Ein modriger Geruch lag in der Luft. Carson steckte sein Einbruchswerkzeug weg und schaltete seine Taschenlampe ein.

Der schmale Lichtkegel der Lampe fiel auf Kisten, die deckenhoch gestapelt waren. Er las die Aufschriften. Milchpulver, Fernsehgeräte, Automotoren, Staubsauger oder Büchsen mit grünen Bohnen. Allesamt Waren, die offenbar für den Export vorgesehen waren. Falls die Aufschriften stimmten ...

Carson ging auf zwei Kisten zu, die der Aufschrift nach Festplatten für Computer enthielten. Auf dem Boden neben den Kisten lag ein Brecheisen, von den Arbeitern achtlos liegen gelassen.

Carson hob das Brecheisen auf, legte seine Taschenlampe auf den Deckel der oberen Kiste und setzte das Brecheisen an.

Die Kiste war gut zugenagelt, es kostete ihn einige Mühe, den Deckel zu öffnen. Endlich bewegte sich das verdammte Ding. Carson legte das Brecheisen auf den Betonboden, vorsichtig,

um kein Geräusch zu verursachen, hob die Taschenlampe mit der linken Hand auf und wuchtete mit der anderen Hand den Deckel nach oben.

Er war nicht überrascht, in der Kiste keine Computerteile zu finden. Es waren Schnellfeuergewehre, neueste Bauart, made in USA. Dutzende von Waffen allein in dieser Kiste.

Irgendwo hinter Carson flammte plötzlich ein Licht auf. Es war eine Taschenlampe, deren Strahl Carsons Schatten auf die Kisten warf.

Carson erstarrte.

»Keine Bewegung!«, befahl eine heisere Männerstimme hinter ihm.

Ein überflüssiger Befehl. Carson wusste auch so, dass jede Bewegung ihn das Leben kosten würde.

»Lassen Sie die Taschenlampe fallen!«, befahl die Stimme. Sie klang wie eine Eisenfeile, die über rostiges Metall gezogen wird.

Carson gehorchte. Die Lampe fiel in die Kiste mit den Gewehren.

»Pforten hoch!«

Carson reckte die Arme nach oben. Die Situation erschien ihm grotesk, im höchsten Maße lächerlich, aber das machte sie nicht weniger gefährlich.

»Umdrehen!«

Langsam wandte Carson sich um.

Der Lichtstrahl der Lampe blendete ihn. Er kniff die Augen zusammen, aber er widerstand der Versuchung, eine Hand vor sein Gesicht zu nehmen. Der Bursche mit der Lampe hatte sicherlich eine Schusswaffe in der Hand. Er würde sofort schießen, wenn er sich bedroht fühlte.

Carson sah von dem Mann hinter der Lampe nicht einmal die Umrisse. Nur die merkwürdige Stimme hatte ihm verraten, dass es sich um einen Mann handelte.

»Sieh mal an! Mein Freund Mister Carson!«

Der Bursche kannte ihn also. Gut genug, um ihn, wenn auch nur im Spott, als Freund zu bezeichnen. Aber Carson war sicher, diese Stimme noch nie gehört zu haben.

»Als ich von Ihrer Flucht hörte, war mir klar, dass man Sie aus dem Kittchen geholt hat, um einen Auftrag durchzuführen. Und irgendwie hatte ich das Gefühl, dass ich davon betroffen sein würde. Wer hat Sie angeheuert, Carson?«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden«, sagte Carson.

Der andere lachte. Es war ein merkwürdiges, heiseres Lachen, eher ein Husten.

»Ganovenehre, wie? Man verrät seinen Auftraggeber nicht, ganz gleich, was geschieht. Ihre Schweigsamkeit ist einer der Gründe, weshalb Sie so teuer sind. Aber Ihr Ehrgefühl interessiert mich einen Dreck! Machen Sie den Mund auf, oder ich knalle Sie über den Haufen!«

»Wer garantiert mir, dass Sie es nicht doch tun, wenn Sie Ihre Antwort haben?«

»Niemand. Ihnen bleibt nichts anderes übrig, als zu hoffen und zu beten.«

Carson schüttelte den Kopf. Wenn er sowieso sterben musste, hatte es keinen Sinn, seinen Auftraggeber zu verraten.

»Wenn Sie ein gewöhnlicher Einbrecher wären, würde ich Sie einfach erschießen und dann die Polizei rufen«, sagte der Mann hinter der Taschenlampe. »Wenn Sie ein Polizist wären, würde ich Sie auch erschießen und dann Ihre Leiche verschwinden lassen. Da Sie aber keines von beiden sind, haben Sie die Chance, am Leben zu bleiben. Sie brauchen nichts weiter zu tun, als mir einen Namen zu nennen.«

Carson schwieg. Mit immer noch zusammengekniffenen Augen starrte er in die Dunkelheit hinter der Taschen-

lampe. Er glaubte jetzt undeutlich die Umrisse eines Mannes zu sehen.

Der heftige Schmerz in seinem rechten Oberschenkel kam so unerwartet wie ein Peitschenhieb. Carson hatte keinen Schuss gehört, nur ein leises *Plopp*, kaum lauter als von einem Luftgewehr. Trotzdem wusste er, dass er von einer Kugel getroffen war.

»Ein Streifschuss«, sagte die widerliche, krächzende Stimme. »Wird Sie kaum am Gehen hindern. Die nächste Kugel trifft Sie in der rechten Schulter. Dann werden Sie den Arm wahrscheinlich nie wieder benutzen können. Und die dritte Kugel ... bläst Ihnen das Gehirn aus dem Kopf. Es sei denn, Sie verraten mir, wer Sie bezahlt ...«

⊙

Forsyte verließ wohlgelaunt seinen exklusiven Club in der Fifth Avenue. Er war bester Laune. Nicht nur, weil die Dinge sich bisher weitgehend so entwickelt hatten, wie er geplant hatte. Er hatte in der Runde seiner Freunde ein wenig getrunken. Wahrscheinlich mehr, als es für seine Fahrtüchtigkeit gut war.

Am besten war es wohl, seinen Cadillac auf dem kleinen Parkplatz stehen zu lassen und ein Taxi zu nehmen. Aber bis nach Hause war es nur eine kurze Fahrt, zehn Minuten vielleicht, das würde er mühelos schaffen. Ohne Schlangenlinien zu fahren und geparkte Fahrzeuge zu streifen. Kein Polizist würde einen Grund haben, ihn anzuhalten und einen Alkoholtest vorzunehmen.

Forsyte stieg in seinen Wagen. Er musste grinsen. Ein angesehener Rechtsanwalt, der betrunken Auto fährt! Das wäre eine Schlagzeile für die Zeitungen!

Er schnallte sich an und wollte eben den Wagen starten, als die rechte Tür



geöffnet wurde und ein Mann einstieg. Der Mann zog die Tür zu.

Forsyte sah ihn verärgert an. Jetzt erst sah er, dass der Bursche eine Pistole in der Hand hielt: eine Waffe mit einem unförmigen Schalldämpfer an der Mündung.

»Wenn Sie meine Brieftasche wollen, haben Sie Pech«, sagte Forsyte. Er bemühte sich, seiner Stimme einen ruhigen Klang zu geben. Der Kerl brauchte nicht zu wissen, dass ein kalter Schauer seinen Rücken hinunterzog. »Ich habe nie viel Bargeld bei mir. Und der Cadillac ist viel zu auffällig. Den können Sie weder behalten noch verkaufen.«

»Sie sind Forsyte?«, fragte der andere.

»Ich bekenne mich dieses Verbrechens schuldig«, sagte Forsyte.

Zu seiner Verblüffung spürte er, dass seine Angst vor dem Fremden mit der Pistole schnell nachließ. Vielleicht lag das an dem Alkohol, den er getrunken hatte.

Der Fremde lächelte zufrieden.

»Es war nicht schwer, herauszufinden, wo Sie den Abend verbringen. Das ist der Nachteil, wenn man so bekannt ist wie Sie.«

»Sie haben mich also gesucht?«

»Fahren Sie ruhig los! Es würde auffallen, wenn wir stundenlang hier sitzen würden. Ihre Freunde könnten denken, dass wir ein Verhältnis miteinander haben.«

Forsyte startete den Wagen.

»Wer sind Sie und was wollen Sie von mir?«

»Ich bin der Mann, dem Sie Geld schulden. Und ich will es haben.«

»Ich schulde keinem Menschen auf der Welt Geld.«

»Mir schon, 25.000 Dollar. Und eine beträchtliche Entschädigung für die Nachteile, die ich durch Sie habe.«

Forsythe begriff jetzt, wer der Mann war.

Rooney, der Hubschrauberpilot. Der Mann, den er durch Gilmore hatte anheuern lassen, um Carson aus dem Gefängnis zu holen. Und der inzwischen längst tot sein sollte, erschossen von Gilmore.

Gilmore hatte also versagt. Wahrscheinlich hatte dieses Versagen ihn auch das Leben gekostet.

»Sie wollen die zweite Rate Ihres Honorars, Rooney? Die haben Sie doch schon bekommen. Ich habe Mister Jackson das Geld gegeben, damit er es Ihnen überbringt.«

»Sie lügen wie ein Politiker. In einem einzigen kurzen Satz gleich zwei Unwahrheiten! Das schafft wohl nur ein Rechtsanwalt. Mister Jackson heißt in Wirklichkeit Gilmore. Und in dem Koffer, mit dem er heute zu mir kam, war kein Geld, sondern eine Pistole. Diese hier.«

»Das Schwein wollte mich also betrogen! Sie umlegen und das Geld für sich behalten.«

»Vielleicht. Vielleicht hatte er auch von Ihnen den Auftrag, mich zu erschießen.«

»Wenn Sie das Geld haben wollen, müssen Sie sich an Gilmore halten.«

»Das ist leider nicht mehr möglich. Er hat mich gezwungen, ihn zu erschlagen. Ich hoffe in unserem beiderseitigen Interesse, dass Sie klüger sind als er.«

Rooney lachte leise.

»Wie schnell sich die Dinge doch ändern können! Vor ein paar Stunden noch war ich ein ehrbarer Bürger mit einer blütenweißen Weste. Na ja, jedenfalls wenn man von meiner Beteiligung an Mister Carsons Flucht absieht. Jetzt werde ich im ganzen Land wegen Mordes

gesucht. Wenn ich auch Sie umbringen muss, macht das für mich keinen großen Unterschied. Sie wissen doch, der erste Mord ist immer der schwerste.«

»Wie viel wollen Sie haben?«

»25.000. Wie abgemacht. Dazu eine kleine Verzögerungsgebühr. Ich schlage vor: noch einmal 25.000. Zahlbar in bar. Und dazu noch einen kleinen Zuschuss, der es mir erlaubt, ins Ausland zu fliehen. Möglichst in ein Land, das kein Auslieferungsabkommen mit den USA hat. Also insgesamt 75.000.«

»Einverstanden«, sagte Forsythe. »Ich gebe Ihnen sogar 100.000. Und dazu erstklassige Papiere, mit denen Sie durch die ganze Welt reisen können.«

Rooney sah ihn misstrauisch an.

»Als Gegenleistung erwarte ich nur, dass Sie mir einen kleinen Gefallen erweisen, bevor Sie aus dem Land verschwinden.«

»Was soll ich tun?«

»Sie haben eben etwas gesagt, was mir gut gefällt. Der erste Mord ist immer der schwerste. Und dass es Ihnen leicht fällt, gleich noch einen Menschen umzulegen.«

»Um wen handelt es sich?«

»Das erfahren Sie, wenn es so weit ist.«

»Und wann ist es so weit?«

»Übermorgen. So lange brauche ich, um die falschen Papiere zu beschaffen.«

»Wie kann ich einem Mann trauen, der einen Killer auf mich angesetzt hat?«

»Wie kann ich einem Mann trauen, der eben gedroht hat, mich umzubringen? Vertrauen gegen Vertrauen, das ist die Grundbedingung im Geschäftsleben. Zum Zeichen, dass ich es ehrlich meine, gebe ich Ihnen Ihre Papiere schon, bevor Sie den Auftrag ausgeführt haben.«

»Und wenn ich mit den Papieren abhaue, ohne den Auftrag ausführen?«

Forsyte lachte.

»Ich vertraue Ihnen. Nicht unbedingt Ihrer Rechtschaffenheit, aber Ihrer Intelligenz. Ihre Papiere bekommen Sie vorher, die Bezahlung aber erst nachher. 100.000.«

»Einverstanden«, sagte Rooney.

⊙

»Sie sind mir gegenüber doppelt im Vorteil«, sagte Carson. Er versuchte, sich die Schmerzen in seinem Bein nicht anmerken zu lassen. »Sie haben eine Pistole, und Sie wissen, wer ich bin. Wollen Sie mir nicht verraten, wer Sie sind? Der Vorteil der Pistole bleibt Ihnen dann immer noch.«

Der andere ließ wieder sein hässliches krächzendes Lachen hören.

»Sie wissen wirklich nicht, wer ich bin? Dabei haben wir uns doch vor kaum zwei Wochen jeden Tag gesehen. Na ja, dieser verdammte Husten verändert sicherlich meine Stimme. Heute früh war mein Hals noch in Ordnung, und jetzt ... Ich bin der Mann, der vergeblich versucht hat, Sie vor dem Gefängnis zu bewahren.«

»Der berühmte Anwalt Henderson! Der Mann, der nie einen Prozess verliert. Außer wenn er mich verteidigt ...«

»Sie hatten keine Chance. Alle Beweise sprachen gegen Sie. Der Betrunkenene, der Ihnen in der Dunkelheit plötzlich ins Auto läuft, der Zeuge, der alles beobachtet und sich Ihre Autonummer gemerkt hat ... Die Sache war glänzend vorbereitet. Man hat Sie reingelegt.«

»Wer?«, fragte Carson. Seine Stimme klang jetzt fast so heiser wie die von Henderson.

»Können Sie sich das nicht denken? Es war der gleiche Mann, der Sie aus dem Gefängnis geholt hat.«

Carson schüttelte den Kopf.

»Unmöglich! Er hätte mich doch nur

anzuheuern brauchen für diesen Job hier. Das wäre für ihn viel einfacher und billiger gewesen.«

»Darüber zerbreche ich mir auch schon den Kopf. Aber vielleicht finde ich eine Erklärung, wenn ich den Namen Ihres Auftraggebers kenne.«

»Was geht die Sache Sie an, Henderson? Der Mann braucht doch nicht Ihre Erlaubnis, wenn er sein Lagerhaus anzünden will.«

»Sein Lagerhaus?«, wiederholte Henderson verblüfft. »Hat er Ihnen das erzählt? Die Bude hier gehört mir. Der Kerl hätte keinen Vorteil davon, wenn hier alles abbrennt. Aber ich bin dann ruiniert. Alles Geld, das ich habe, steckt in diesen Kisten hier.«

»Waffen«, sagte Carson. »Verkaufen Sie sie an Revolutionäre irgendwo in der Welt? Oder an Söldnerbanden?«

»An jeden, der dafür bezahlt. Bringt ein Vermögen ein. Aber wenn hier alles in Flammen aufgeht ... Die Versicherung würde allenfalls einen Bruchteil des Schadens bezahlen. Den Verlust könnte ich in zehn Jahren nicht reinholen. Das weiß Ihr Auftraggeber. Er will mich fertigmachen. Es ist also ein Mann, der mich über alle Maßen hasst.«

»Vielleicht einer Ihrer Mandanten. Jemand, den Sie, wie mich, nicht vor dem Gefängnis bewahrt haben.«

»Blödsinn! Ein gewöhnlicher Krimineller würde mich einfach erschießen. Aber Forsytes Rachsucht wäre mit meinem Tod nicht befriedigt. Er will mich leiden sehen. Er will, dass ich in der Gosse ende. Es ist doch mein verehrter Kollege Forsyte, nicht wahr?«

»Wenn Sie es wissen, weshalb fragen Sie dann?«

»Ich hätte nicht gedacht, dass er so weit gehen würde!«, sagte Henderson,

mehr zu sich selbst als zu Carson. »Hat mir nicht verziehen, dass ich ihm damals die Braut ausgespannt habe. So viel Hass nur wegen einer Frau! Wie im Theater. Dabei ist mir das verdammte Luder schon vor Jahren davongelaufen. Forsyte sollte froh sein, dass sie mich geheiratet hat und nicht ihn. Ihm ist eine Menge Ärger erspart geblieben.«

»Wissen Sie jetzt, warum er mich nicht einfach angeheuert, sondern erst ins Gefängnis gebracht hat?«

»Forsyte tickt nicht wie andere Leute. Er denkt komplizierter, um etliche Ecken herum.«

»Sie wollen damit sagen: Er ist verrückt?«

»Keineswegs. Er ist sogar sehr schlau. Er will mich nicht nur ruinieren, sondern auch ins Gefängnis bringen.«

»Ganz im Gegenteil. Er hat mir eingeschärft, dass die Sache auf keinen Fall wie Brandstiftung aussehen darf.«

Henderson lachte.

»Sicher, Sie werden Ihr Bestes tun. Aber wenn die Polizei hier irgendwo ein paar Kanister mit Petroleum in der Ruine findet ... Na ja, er wird es nicht so primitiv anstellen. Es wird sicher eine Weile dauern, bis man herausfindet, dass es sich um Brandstiftung handelt. Und dann stehe ich wegen Versicherungsbetrugs und auch Waffenschmuggels vor Gericht. Und kein Strafverteidiger wird mich vor ein paar Jahren hinter Gittern bewahren können.«

»Ich begreife immer noch nicht. Weshalb hat er mich ins Gefängnis gebracht?«

»Hätten Sie den Auftrag angenommen, wenn er gesagt hätte: Zünden Sie das Lagerhaus von Henderson an?«

»Nein, natürlich nicht. Ich habe schon mal für Sie gearbeitet und ein kleines Feuer auf Ihrer Jacht gelegt. Das verbindet uns für immer. Man arbeitet nicht gegen seinen Auftraggeber. Auch

nicht, wenn ein anderer mehr zahlt. Ganovenchre, wie Sie eben sagten.«

»Aber wenn Sie aufgrund meiner mangelhaften Leistung ins Gefängnis kommen und Forsyte Sie herausholt, fühlen Sie sich ihm doch zu Dank verpflichtet, oder? Mehr jedenfalls als mir. Selbst wenn Sie dahinterkämen, dass Sie nicht Forsytes eigenes Gebäude in die Luft jagen, sondern meines, würden Sie den Auftrag annehmen.«

»Wahrscheinlich. Für den Mann, der einen aus dem Gefängnis holt, tut man doch alles.«

»Ein raffinierter Halunke! Die Leute vom FBI glauben, dass ich hinter Ihrer Flucht stecke. Schließlich habe ich Sie im Gefängnis besucht. Er hat sich mit Ihnen schon vor Ihrer Verurteilung in Verbindung gesetzt, nicht wahr? Er hat Ihnen gesagt: Machen Sie sich keine Sorgen, falls Sie eingesperrt werden sollten. Ich hole Sie heraus.«

Carson nickte.

»Er hat Sie ja auch herausgeholt. Aber wenn Sie Ihren Auftrag erledigt haben, braucht er Sie nicht mehr. Im Gegenteil, dann sind Sie nur noch ein lästiger Mitwisser.«

»Sie denken, er sorgt dafür, dass ich wieder im Gefängnis lande?«

»Aber nein! Ich schätze, er hat Ihr Grab schon geschaufelt ...«



Das Basketballspiel, das ich mir im Fernsehen ansah, riss mich nicht gerade vom Hocker. Der Krimi danach war todlangweilig. Mein Bierglas war leer, und die Uhr zeigte, dass es schon auf Mitternacht zuing. Es war also das Vernünftigste, wenn ich mich jetzt schlafen legte.

Während ich mich aus meinem Fernsehsessel erhob, meldete sich das Telefon. Ich hob ab.

»Ja?«, sagte ich gähnend.

»Dass du dich sofort meldest, sagt mir, dass ich dich nicht aus dem tiefsten Schlaf gerissen habe«, hörte ich die gut gelaunte Stimme von Steve Dillaggio.

»Was gibt es so Wichtiges, dass du mich mitten in der Nacht anrufst?«, fragte ich. »Wird gerade das Weiße Haus von Terroristen überfallen und ich soll nach Washington fliegen und den Präsidenten, seine Frau und seinen Hund herausheulen?«

»Wegen einer solchen Kleinigkeit würde ich dich nicht belästigen. Ich wollte dir mitteilen, dass es Neuigkeiten gibt, was den Toten unter dem Reisighaufen im Wald betrifft. Wir konnten ihn anhand seiner Fingerabdrücke identifizieren. Er heißt John Gilmore, ist 32 Jahre alt, hat in Harvard Rechtswissenschaften studiert und arbeitet als Juniorpartner in der Kanzlei von Forsyte.«

»Wie schön für die beiden«, sagte ich, nicht sonderlich interessiert.

»Der Mercedes, den wir nicht allzu weit von seiner Leiche gefunden haben, gehört ihm, das steht inzwischen auch fest. Erschlagen wurde Gilmore offenbar von dem Hubschrauberpiloten Rooney. Dessen Fingerabdrücke haben wir nämlich in Gilmores Wagen gefunden.«

»Ich sag's ja: ein Anfänger.«

»Nun, immerhin hat er sich bemüht, seine Fingerabdrücke vom Lenkrad und dem Armaturenbrett abzuwischen. Aber er hat den Kofferraumdeckel angefasst. Was schließt du aus diesen Informationen?«

»Ich vermeide es nach Möglichkeit, allzu früh eine Theorie aufzustellen, aber es kommen einem natürlich verschiedene Möglichkeiten in den Sinn. Rooney ist der Mann, der bei Carsons Flucht aus dem Gefängnis den Hubschrauber flog. Gilmore hat ihn dazu angeheuert. Heute sind die beiden offenbar in Streit geraten und Rooney hat

Gilmore erschlagen. Dann ist er geflohen. Wenn du mir jetzt noch sagst, dass ihr den Mann schon geschnappt habt, kann ich jetzt schlafen gehen.«

»Wir haben ihn noch nicht, aber wir kriegen ihn sicher bald. In dieser schönen Gewissheit wirst du bestimmt tief und fest schlafen können. Gute Nacht!«

Steves spöttische Hoffnung erfüllte sich nicht. Ich lag noch stundenlang wach im Bett. Unzählige Gedanken und Theorien gingen mir durch den Kopf. Als ich dann endlich einschlief, träumte ich von Leichen unter Reisighaufen im Wald und von Mördern, die vor mir flohen und denen ich nicht folgen konnte, weil mein eigenes Fahrzeug einen Defekt hatte.

Die Freizeit eines Polizisten ist manchmal kein bisschen angenehmer als seine Dienststunden.



»Können Sie diese verdammte Taschenlampe nicht endlich woandershin richten?«, fragte Carson.

Henderson richtete den Lichtstrahl der Lampe auf den Boden zwischen den beiden Männern.

»Ich mag es nicht, wenn man mich anlügt«, sagte Carson. »Ich liefere saubere, ehrliche Arbeit, und ich erwarte auch ehrliches Verhalten von meinem Partner. Forsyte hat mich aufs Kreuz gelegt und will dies auch weiterhin tun.«

»Er wird Sie umbringen, das steht fest. Sobald Sie den Job hier erledigt haben.«

»Ich weiß nun, was Forsyte mit mir vorhat«, sagte Carson. »Aber was haben Sie vor? Was erwarten Sie von mir?«

»Nichts.«

»Nichts? Heißt das, dass Sie mich erschießen wollen?«

»Keineswegs. Sie können gehen, wohin Sie wollen. Ich bezahle Ihnen ebenso viel, wie Forsyte Ihnen geboten hat. Und Sie brauchen nichts dafür zu tun.«

»Wirklich nichts?«

»Für mich nicht und auch für Forsyte nicht. Mit anderen Worten: Sie zünden diese Bude hier nicht an.«

»Sie erwarten von mir, dass ich Forsyte ungestraft davonkommen lasse?«

»Wenn Sie ihm den Hals umdrehen wollen, ist das Ihre Sache. Ich werde Sie nicht daran hindern. Aber ich gebe Ihnen auch nicht den Auftrag dazu. Mit dem Burschen werde ich schon irgendwie fertig werden. Spielen Sie sein Spiel zum Schein mit. Und informieren Sie mich darüber, was er vorhat. Dann werden wir weitersehen.«



Unser junger Kollege O'Hara stürmte unser Büro mit so viel Schwung, dass er erst zum Stehen kam, als er gegen meinen Schreibtisch prallte. Er atmete schwer, offenbar war er gerannt.

»Das nenne ich Arbeitseifer!«, lobte Phil am Nebentisch. »Jugendlicher Unternehmungsgeist, der sich durch nichts bremsen lässt. Und kaum mehr als eine halbe Stunde zu spät!«

O'Hara stand vor uns wie ein ertappter Sünder. Er schob sich eine Locke seines brandroten Haars aus dem Gesicht.

»Ich hatte einen Unfall mit meinem Wagen«, verteidigte er sich. »Gerade mal 100 Schritte von meiner Wohnung entfernt.«

»Haben Sie jemanden überfahren?«, fragte Phil.

»Nein, ich bin mit jemandem zusammengestoßen. Mit einem Elefanten.«

»Was?«, staunten Phil und ich im Duett.

O'Hara nickte.

»Mit einem riesigen Elefanten. Von einem Zirkus, der gerade in die Stadt gekommen ist. Heute Abend gibt er die erste Vorstellung. Um die Zuschauer anzulocken, zogen die Zirkusleute mit einem halben Dutzend Elefanten durch die Stadt. Den vordersten von ihnen habe ich angefahren. Mein Wagen ist Schrott. Als ich die Sache mit der Polizei geregelt hatte, habe ich mir ein Taxi genommen.«

»Diese Geschichte ist so blöd, die muss einfach wahr sein«, sagte Phil. »Niemand würde sich eine so absurde Ausrede ausdenken.«

»Das ist mir noch nie passiert«, versicherte O'Hara. »Bei uns zu Hause in Kansas City gibt es keine Elefanten. Ich entschuldige mich für meine Verspätung. Hoffentlich habe ich nicht zu viel versäumt.«

»I wo!«, versicherte Phil. »Wir haben heute bisher nur drei Mafia-Bosse festgenommen, einen Bankraub aufgeklärt, eine Kindesentführung verhindert und einen Sex-Skandal vertuscht, in dem ein Senator aus Wisconsin die unrühmliche Hauptrolle spielte. Aber keine Sorge, auch für Sie gibt es noch Arbeit.«

»Was haben Sie für heute geplant?«

»Feste Pläne habe ich bisher nur für das Mittagessen gefasst. Vorher sehen wir uns ein wenig bei Mister Gilmore um.«

»Mister Gilmore? Wer ist das?«

»Ein Mann, dessen Leiche man gestern in einem Wald gefunden hat.«

»Wir gehen ins Leichenschauhaus?«

O'Hara sah uns fast entsetzt an. Ermordete anzusehen gehörte offenbar nicht zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Ich konnte es ihm nachfühlen. In diesem Punkt empfinde ich ganz ähnlich wie er.

»Nein«, antwortete ich. »Wir sehen uns ein bisschen in seiner Wohnung um. Vielleicht finden wir dort etwas, was uns Aufklärung gibt über die Hintergründe seiner Ermordung.«

»Weiß man schon etwas über den Mann, der uns gestern in Carsons Wohnung niedergeschlagen hat?«, fragte O'Hara, an Phil gewandt.

»Unsere Kollegen von der Spurensicherung haben dort Fingerabdrücke gefunden«, antwortete Phil. »Sie stammen von nur drei Menschen. Offenbar lebte er wirklich so zurückgezogen und ohne Freunde, wie seine Schwester behauptet. Die meisten Prints sind natürlich von ihm, einige von seiner Schwester und einige von seinem Rechtsanwalt Henderson.«

»Dann sollten wir uns diesen ehrenwerten Strafverteidiger mal vornehmen«, sagte O'Hara unternehmungslustig.

»Das hätte wenig Sinn. Er würde einfach behaupten, dass er vor Carsons Verurteilung mal in der Wohnung seines Mandanten war. Das würde zwar kein Mensch glauben, aber wir könnten nicht beweisen, dass er erst gestern dort war. Es ist sehr schwer festzustellen, wie alt Fingerabdrücke sind.«

»Was kann der Mann dort gesucht haben?«

»Keine Ahnung«, bekannte Phil. »Leider wissen wir auch nicht, ob er etwas gefunden hat. Na ja, vielleicht wird unser Besuch in Mister Gilmores Wohnung etwas erfolgreicher.«

⊙

Carson hatte wie viele Amerikaner die Angewohnheit, sein Bier gleich aus der Flasche zu trinken, ohne den zeitraubenden Umweg über ein Glas. Die leeren Flaschen stellte er in Reih und Glied vor sich auf dem Tisch auf. Bis

jetzt standen dort zwei leere Flaschen und eine halbleere.

»Sie haben einen beträchtlichen Alkoholkonsum, wenn man bedenkt, dass wir noch am frühen Vormittag sind«, sagte eine Stimme hinter ihm.

Carson drehte sich um. Zwei Schritte hinter ihm stand Forsyte.

»Können Sie nicht klingeln, bevor Sie eintreten? Wie andere Leute auch?«

»Die Wohnung gehört mir. Ich kann hier hereinkommen, wann ich will.«

»Aber Sie sollten sich nicht anschleichen wie ein Indianer. Sonst könnte es leicht sein, dass ich Ihnen eine volle Flasche über den Schädel ziehe.«

»Das wäre immer noch besser, als sich volllaufen zu lassen.«

»Ich werde stocknüchtern sein, wenn die Sache heute Nacht steigt«, versicherte Carson.

»Ich habe den Terminplan geändert. Sie werden das Feuerchen schon am Mittag legen.«

»Sind Sie verrückt? Bei Tag laufen im Hafen eine Menge Menschen herum.«

»Umso weniger werden Sie auffallen. Am Mittag wird in diesem Gebäude überhaupt nicht gearbeitet. Die Mittagspause dauert genau von zwölf bis eins. Reicht Ihnen diese Zeit?«

»Ich werde nicht länger als eine Viertelstunde brauchen. Es ist alles vorbereitet. Wann bekomme ich meine Papiere?«

Forsyte griff in die Innentasche seines Anzugs, nahm einen Umschlag heraus und warf ihn vor Carson auf den Tisch.

»Die besten Papiere, die Sie sich wünschen können. Sie sind echt. Nur der Name, der darin steht, ist falsch.«

»Und meine Bezahlung?«

»Ich überweise Ihnen Ihr Honorar auf Ihr Konto auf den Bahamas, sobald ich die Sirenen der Feuerwehr höre. Von jetzt an werden wir uns nicht wiedersehen. Ist das klar?«

»Vollkommen!«, nickte Carson.

Er wartete, bis Forsyte das Zimmer verlassen hatte, genauso geräuschlos, wie er gekommen war. Dann griff Carson nach dem Telefon, das auf dem Tisch stand und wählte eine Nummer.

»Die Sache steigt heute«, sagte er. »Zwischen zwölf und eins.«

Dann legte er auf.

○

Forsyte musste nur zwei Stockwerke mit dem Lift fahren, um sein Büro zu erreichen. Er nickte seiner Sekretärin im Vorzimmer zu und betrat sein Büro.

In Forsytes Schreibtischsessel saß Rooney, die Beine auf dem Tisch. Forsyte sah es mit Missfallen, aber er brauchte diesen ungehobelten Burschen nun mal. Deshalb unterdrückte er den Zorn, der in ihm aufstieg.

»Haben Sie die Fotos studiert?«, fragte er. »Von dem Haus und von dem Mann?«

»Hab ich«, nickte Rooney. »Weshalb wollen Sie den Mann umbringen, den ich in Ihrem Auftrag erst gestern aus dem Gefängnis geholt habe?«

»Ich brauche ihn nicht mehr. Er wird dieses Gebäude hier kurz nach zwölf betreten und eine Viertel- oder halbe Stunde später verlassen. Dann legen Sie ihn um. Ist das klar?«

Rooney nickte wieder.

»Wann bekomme ich mein Geld?«

»Sobald Mister Carson verschieden ist. Plötzlich und unerwartet, wie es in den Todesanzeigen immer heißt.«

Rooney grinste.

»Ich hoffe nur, Sie kommen nicht auf

die Idee, auch mich zu beseitigen, wenn ich meinen Job erledigt habe.«

Forsyte lächelte.

»Von uns beiden sind Sie der Killer, nicht ich. Sie haben schon mal einen Menschen getötet. Ich dagegen wüsste nicht einmal, wie man das anstellt.«

»Das lernt man schnell. Drei Sekunden, bevor ich Gilmore erschlug, wusste ich auch noch nicht, dass ich es kann.«

○

Unser junger Kollege O'Hara blickte sich zufrieden in Gilmores Wohnung um.

»Hier steht keiner mit einem Totschläger in der Faust hinter der Tür, um uns ins Land der Träume zu schicken. Und es war offenbar auch niemand vor uns hier.«

»Sie ziehen wieder mal zu schnell Ihre Schlüsse«, sagte Phil. »Die richtige Reihenfolge ist: Sehen, nachdenken, reden.«

»Ich kann mich hier umsehen, soviel ich will, aber ich entdecke nichts, worüber nachzudenken sich lohnen würde. Mister Gilmore hatte offenbar einen etwas altmodischen Geschmack. In seinen Kreisen nennt man das wohl konservativ. Und er achtete auf peinliche Sauberkeit und Ordnung. Nur die Schublade da drüben an dem Bücherregal steht offen.«

»Nun haben Sie also doch etwas entdeckt. Welche Schlüsse ziehen Sie aus der offenen Schublade?«

»Dass Gilmore sich offenbar sehr plötzlich entschlossen hat, die Wohnung zu verlassen. Er hat sich nicht einmal die Zeit genommen, die Schublade zu schließen.«

»Dafür ist immer Zeit«, widersprach Phil. »Es dauert ja nur eine halbe Sekunde.«

»Sie meinen, es war jemand anders,

der die Schublade aufgemacht, aber nicht mehr geschlossen hat? Wer?»

»Das ist erst die übernächste Frage. Die nächste lautet: Warum hat er die Schublade nicht geschlossen?»

»Weil er gefunden hatte, was er suchte.«

Phil nickte.

»Jetzt dürfen Sie sich der Frage zuwenden: Wer war so interessiert an dem Inhalt dieser Schublade?»

O'Hara hob die Schultern.

»Keine Ahnung! Es könnte jeder Mensch auf der Welt gewesen sein. Seine Freundin zum Beispiel. Oder ... Ja, der Mann, der Gilmore erschlagen hat. Er hat alles mitgenommen, was er bei Gilmore und in dessen Wagen gefunden hat. Also auch die Wohnungsschlüssel. Er hatte also die Möglichkeit, hier hereinzukommen. Aber was hat er in dieser Schublade gefunden?»

»Manche Dinge findet man durch Nachdenken nie heraus. In einem solchen Fall lohnt es sich oft, zu Punkt eins zurückzukehren: Schauen.«

O'Hara ging zur Schublade, griff hinein und zog einen Aktenordner heraus.

»Nur Zeitungsausschnitte«, sagte er enttäuscht. »Und Fotos. Offenbar selbstgemacht. Todlangweilig.«

»Wovon handeln diese Zeitungsausschnitte?«, fragte Phil.

Ich war dieses Frage- und Antwortspiels überdrüssig, nahm O'Hara den Aktenordner aus der Hand und blickte hinein.

»Gilmore war Rechtsanwalt und arbeitete in der Kanzlei des berühmten Strafverteidigers Forsyte«, sagte ich. »Aber er interessierte sich offenbar sehr für ihren gemeinsamen Kollegen Henderson. Alle Zeitungsartikel hier beziehen sich auf Henderson, und die Fotos offenbar auch. Diese Bude hier zum Beispiel ... Sieht aus wie ein Lagerhaus am Hafen. Es gibt Hunderte

solcher Gebäude in unserer Stadt. Aber Gilmore hat gleich mehrere Fotos davon gemacht.«

»Ich fotografiere auch gerne«, sagte O'Hara. »Aber keine abbruchreifen Lagerhäuser am Hafen. Dieser Gilmore hatte einen sehr sonderbaren Geschmack.«

»Sie sind schon wieder bei Punkt drei, beim Reden«, sagte Phil. »Springen Sie zurück zu Punkt zwei, Nachdenken. Wenn wir alles zusammenzählen, was wir über den ehrenwerten Anwalt Henderson wissen, was kommt dann heraus?»

»Nichts Vernünftiges«, bekannte O'Hara. »Er hat mal einen Mann verteidigt, der der Brandstiftung beschuldigt wurde. Ein paar Monate später brannte Hendersons Jacht ab und er kassierte eine hübsche Versicherungssumme. Aber der Brandstifter Luke Conally, den er verteidigte, kann unmöglich der Täter gewesen sein. Der hatte ein todsicheres Alibi. Eine Zelle in einem Sheriff's Office in Texas.« Er strahlte uns an. »Ich habe nämlich alle Akten gelesen, die wir über Henderson haben.«

»Eine vorbildliche Berufsauffassung«, lobte Phil. »Aber Sie haben mit dem Denken zu früh aufgehört. Henderson hat sein Boot nicht selbst angezündet. Einem Amateur kann man Brandstiftung leicht nachweisen. Er muss also einen Profi angeheuert haben.«

»Und die Adresse dieses Profis hat er von seinem Mandanten Luke Conally bekommen!«, fügte O'Hara stolz hinzu.

»Wenn Sie mir jetzt noch verraten, wer dieser Profi ist, machen Sie mich wirklich stolz auf meinen Schüler«, sagte Phil.

»Woher soll ich das wissen?

»Nachdenken! Punkt zwei in unserer Liste. Carsons Schwester hat uns erzählt, dass Carson offenbar kriminelle Aufträge übernimmt. Aufträge, für die er gut bezahlt wird. Sie dachte an Morde. Aber es könnte sich genauso gut um ...«

»... Brandstiftung handeln«, ergänzte O'Hara den Satz. »Und ein lohnendes Ziel für Brandstiftung ist ein Lagerhaus im Hafen. Dort liegen häufig Waren im Wert von Millionen. Wen nehmen wir uns jetzt vor? Henderson oder Forsyte?«

»Keinen von beiden«, antwortete Phil. »Das sind Rechtsanwälte, also geübte Lügner. Zudem kennen sie die Polizeimethoden. Die lassen sich nicht so leicht einschüchtern. Die lügen uns an, bis uns die Ohren abfallen. Wir sehen uns lieber dieses Lagerhaus da auf den Fotos an.« Phil blickte mich an. »Steht hier irgendwo die Adresse?«

»Nein«, antwortete ich.

»Das Foto genügt, um die Bude zu finden«, sagte O'Hara zuversichtlich. »Im Internet zum Beispiel. Bei Google Street View. Die fahren mit einem Kamerawagen durch alle Straßen der Stadt und filmen. Wir brauchen also nur ...«

»Das wird nicht nötig sein«, unterbrach ich ihn. »Auf den Fotos ist ein Straßenschild zu sehen, genau vor dem Haus. Sackett Street. Und auf dem Gebäude steht *Farnham Enterprises*. Das dürfte genügen, um das Haus zu finden.«



Farnham Enterprises war ein Unternehmen, das schon vor zwanzig Jahren bankrott gemacht hatte. Inzwischen war das Gebäude durch etliche Hände gegangen. Es überraschte mich nicht, zu erfahren, dass es jetzt dem Rechtsanwalt Henderson gehörte. Die Frage war nur, wozu Henderson ein Lagerhaus

am Hafen brauchte. Offenbar war die Rechtspflege nicht seine einzige Einnahmequelle.

»Ihr meint also, Carson wurde aus dem Gefängnis geholt, um dieses Lagerhaus in Brand zu stecken?«, fragte Steve Dillaggio bei der Einsatzbesprechung. »Das ergibt doch keinen Sinn! Es wäre zwar denkbar, dass Henderson nach dem gelungenen Versicherungsbetrug mit seinem Boot nun die Sache wiederholen will. Aber wir haben nicht die Spur eines Beweises dafür, dass sein ehemaliger Mandant Carson ein professioneller Brandstifter ist. Und außerdem: Es scheint, dass nicht Henderson ihn aus dem Gefängnis befreit hat, sondern der inzwischen ermordete Gilmore.«

»Wahrscheinlich im Auftrag von Forsyte«, fügte ich hinzu.

»Das sind mir zu viele Vermutungen und zu wenige Fakten«, meinte Steve.

»Nun, eine Tatsache ist, dass Forsyte vor Jahrzehnten mit einer Dame namens Liz Baker verlobt war und dass sein lieber Kollege Henderson ihm diese Braut ausspannte. Seit damals sind die beiden nicht gerade die besten Freunde. Es könnte durchaus sein, dass Forsyte sich an Henderson rächen will. Ein Haus anzuzünden, das Henderson gehört, wäre ein gutes Mittel dazu.«

»Das sehe ich überhaupt nicht«, widersprach Steve. »Henderson ist sicherlich gut versichert. Er hätte also keinen Schaden, wenn das Haus abbrennt.«

»Vielleicht doch«, wagte O'Hara einzuwenden. »Vielleicht ist es ja heiße Ware, die da in dem Gebäude lagert. Die ist dann überhaupt nicht versichert.«

Steve, Phil und ich blickten ihn überrascht an.

O'Hara wurde rot bis unter die Haarwurzeln.

»Habe ich wieder Blödsinn geredet?«, fragte er kleinlaut.

»Ausnahmsweise nicht«, antwortete Phil. »Aus Ihnen wird vielleicht doch noch ein brauchbarer G-man.«



Rooney fuhr immer noch seinen blauen Toyota. Das war ein gewisses Risiko, denn seit gestern wurde in der ganzen Stadt, wenn nicht sogar im ganzen Staat, nach diesem Wagen gesucht. Aber Rooney hatte in der vergangenen Nacht die amtlichen Kennzeichen ausgetauscht. Auf irgendeinem Abstellplatz hatte er von einem Chrysler, der dort wohl schon seit Jahren vor sich hin rostete, die Nummernschilder abgeschraubt und an seinem eigenen Wagen befestigt. Ein Cop, der seinen Toyota entdeckte, würde kurz die Nummern vergleichen, den Kopf schütteln und weitergehen.

Seit einer Viertelstunde schon beobachtete Rooney aus seinem Wagen heraus das alte Lagerhaus mit der Aufschrift *Farnham Enterprises*. Mehrere Leute arbeiteten dort drüben. Forsythe hatte ihm erzählt, dass sie um Punkt zwölf verschwinden und erst eine Stunde später zurückkommen würden.

Kurz nach zwölf würde dann Carson auftauchen, sich Zutritt zu dem Gebäude verschaffen und nach spätestens einer halben Stunde wieder herauskommen.

Dann sollte Rooney ihn erschießen.

Die Bezahlung gefiel Rooney, aber einen Mord auf offener Straße zu begehen, und das am helllichten Tage, das war glatter Wahnsinn. Die Gefahr, von irgendeinem der vielen Beschäftigten hier im Hafenviertel gesehen zu werden, war viel zu groß. Es würde ihm kaum gelingen, unerkannt zu fliehen.

Die Sache musste ohne Zeugen geschehen. Also drüben im Lagerhaus. Während der Mittagspause, die in wenigen Minuten begann.

Rooney verließ seinen Wagen und ging ohne Hast hinüber. Die Pistole

mit dem Schalldämpfer, die unter seiner Lederjacke in seinem Hüftbund steckte, drückte ihm gegen den Magen. Aber vielleicht war es auch nur seine Nervosität, die ihm dieses Magendrücken verursachte.

Niemand achtete auf ihn. In seiner schlichten Kleidung sah er aus wie viele der Leute, die hier am Hafen arbeiteten.

Der Vorarbeiter oben auf der Rampe des Lagerhauses unterhielt sich gerade mit einem Lastwagenfahrer, rauchte eine Zigarette und erzählte offenbar eine Geschichte, die den anderen amüsierte. Beide lachten. Keiner von ihnen hatte einen Blick übrig für Rooney, der die wenigen Stufen der Rampe hinaufging und durch das große Tor das Gebäude betrat.

Es war dunkel hier drinnen in der großen Halle. Die Lichter waren bereits gelöscht. Rooney sah keinen Arbeiter, während er zwischen zwei deckenhoch gestapelten Reihen von Kisten hindurchging. Offenbar hatten die Leute ihre Mittagspause bereits begonnen. Wenn der Vorarbeiter mit seiner Geschichte fertig war, würde er das Tor zusperren und ebenfalls gehen.

Rooney setzte sich in der Ecke der Halle auf eine Kiste und zog seine Pistole aus dem Hosenbund.

Jetzt erst wurde ihm bewusst, dass seine Hand feucht vor Schweiß war. Einen Menschen umzubringen war doch nicht so leicht, wie er sich das vorgestellt hatte.

Der Tod von Gilmore war Notwehr gewesen. Rooney hatte zugeschlagen, ohne sich auch nur eine Sekunde lang Gedanken darüber zu machen. Aber einen Menschen kaltblütig zu erschießen war etwas ganz anderes.

Panik erfasste Rooney. Er fühlte sich plötzlich wie in einer Falle in dieser riesigen dunklen Lagerhalle. In ein paar Minuten würde ein Mann kommen, den er erschießen sollte. Ein Mann, der ihm nicht das Geringste getan hatte und der keine Gefahr für ihn darstellte.

Rooney stand auf. Er musste weg von hier. Sofort. Ehe ...

Er hatte noch keine zwei Schritte gemacht, als er begriff, dass es zu spät war.

Im Tor der Halle tauchte der Vorarbeiter auf. Er drückte auf einen Knopf neben dem Tor, dann fuhr ein gewaltiger stählerner Rollladen nach unten.

Mit jedem Zentimeter, den sich der Laden nach unten bewegte, wurde es dunkler in der Halle. Dann, nach einer halben Minute, stand Rooney in fast völliger Dunkelheit da. Nur aus einigen wenigen kleinen Luken im Dach fiel Licht herein. Diese Lichtstrahlen fanden nicht den Weg bis nach unten, wo Rooney stand, in einer schmalen, aus aufgestapelten Kisten gebildeten Schlucht.

Rooney wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die Entscheidung war gefallen. Er konnte nicht mehr fliehen. Jetzt musste er hierbleiben und warten, bis Carson kam.

Dann würde einer von ihnen beiden sterben. Rooney war entschlossen, nicht dieser eine zu sein.



Forsyte liebte seinen Beruf. Er liebte es, Menschen vor dem Gefängnis zu bewahren oder gar vor dem elektrischen Stuhl. Die Menschen selbst waren ihm im Grunde gleichgültig. Es interessierte ihn nicht, ob sie schuldig waren oder nicht. Das zu entscheiden war nicht sein Job. Seine Aufgabe war es, bei den Geschworenen Zweifel an der Schuld des Angeklagten zu wecken. Fast immer

hatte er damit Erfolg, und mit jedem Freispruch, den er für einen Mandanten erwirkte, wuchsen seine Honorare. Die besten Honorare zahlten die, die schuldig waren.

Auch der miese kleine Straßenräuber, den er heute verteidigen musste, würde bezahlen. Nicht sehr viel, denn er hatte kein Geld, aber das spielte heute keine Rolle. Wichtig war nur, dass man ihn, Forsyte, heute zwischen zwölf und eins in diesem Gerichtsgebäude an der West 54th zu sehen bekam. Zu jener Zeit, in der drüben in Brooklyn ein Lagerhaus abbrannte.

Zwar würde kein Mensch außer vielleicht Henderson auf den verrückten Gedanken kommen, dass er diesen Brandanschlag organisiert hatte. Aber falls doch, würde er wenigstens beweisen können, dass er den Brand nicht selbst gelegt hatte.

Forsyte blickte auf seine Uhr. Kurz nach zwölf. In wenigen Minuten würde Carson das Lagerhaus am Hafen betreten. Irgendwann in den nächsten Stunden würde das Feuer ausbrechen. Carson würde es nicht mehr erleben. Er würde sterben, sobald er den Tatort verließ.

Forsyte spürte einen unangenehmen Druck in seinen Eingeweiden. Dieses widerliche Gefühl kam immer, wenn er einen Mord in Auftrag gegeben hatte. Nicht etwa, dass das schon oft geschehen wäre.

Den ersten Mord hatte er erst vor zwei Monaten befohlen. Er hatte seinen ebenso ehrgeizigen wie skrupellosen Angestellten Gilmore dazu gebracht, sich irgendeinen Obdachlosen zu suchen, ihn mit billigem Whiskey abzufüllen und ihn dann auf nächtlicher Straße vor Carsons Wagen zu stoßen. Der Obdachlose war ihm völlig gleichgültig gewesen. Mehr hatte ihn geärgert, dass er Gilmore zu seinem Teilhaber ernennen musste, um ihn für den Mord zu gewinnen. Seit-

dem gehörten Gilmore 20 Prozent der Firma.

Na ja, dieses Problem hatte sich inzwischen erledigt. Gilmore war so ungeschickt gewesen, sich von Rooney erschlagen zu lassen. Das befreite Forsyte von der Verpflichtung, ihm weitere 20 Prozent zu überlassen, nur um den lästigen Mitwisser Rooney loszuwerden.

Forsyte lächelte bei dem Gedanken, dass ausgerechnet dieser Rooney jetzt gerade dabei war, Carson aus dem Weg zu räumen, den letzten lästigen Zeugen.

Dann gab es nur noch einen Mitwisser. Rooney selbst. Auch er musste natürlich beseitigt werden.

Diesmal würde Forsyte selbst die Sache erledigen müssen. Dann war er der einzige Zeuge dieses Mordes. Es gab dann niemanden mehr, den er fürchten musste.

Wahrscheinlich würde er auch bei diesem Mord wieder dieses unangenehme Rumoren in seinen Gedärmen spüren. Zum letzten Mal. Weitere Morde würden nicht mehr nötig sein.

Auf dem langen Flur des Gerichtssaals tauchte Henderson auf. Auch er hatte einen Termin in diesem Gerichtsgebäude. Als er Forsyte sah, blieb er einen Moment unschlüssig stehen. Dann nahm er sich zusammen und kam entschlossen näher.

Früher waren er und Forsyte einmal fast so etwas wie Freunde gewesen, aber das war bereits mehr als zwanzig Jahre her. Forsyte hatte bei jeder Begegnung das Gefühl, dass Henderson nur mühsam ein Grinsen unterdrücken konnte, in Erinnerung daran, dass er damals seinem Kollegen die geliebte Frau ausgespannt hatte. Forsyte hasste seinen einstigen Nebenbuhler, aber er verbarg diesen Hass hinter kühler Höflichkeit.

»Es geschieht nicht oft, dass wir beide



bei einem Prozess auf der gleichen Seite stehen«, sagte Henderson. Seine Stimme war nicht mehr annähernd so heiser wie in der vergangenen Nacht.

»Wir stehen nicht auf der gleichen Seite«, widersprach Forsyte. »Unsere beiden Mandanten sitzen zwar nebeneinander auf der Anklagebank, aber sie sind Todfeinde. Der verlogene Strolch, den Sie vertreten, schiebt alle Schuld auf meinen Mandanten, um seinen eigenen dreckigen Hals zu retten.«

Henderson lächelte.

»Sie sind berühmt für Ihre eindrucksvollen Plädoyers. Aber Sie sollten Ihre Kräfte nicht schon jetzt verschwenden, sondern sie für die Verhandlung aufheben. Sprechen wir doch jetzt lieber über ein Thema, bei dem wir uns nicht in die Haare geraten. Über das Wetter zum Beispiel. Oder darüber, was es Neues gibt.«

»Es gibt nichts Neues«, sagte Forsyte mürrisch. In Gedanken fügte er hinzu: »Für dich allerdings wird es sehr bald unangenehme Nachrichten geben. Sehr heiße Nachrichten.«

Er hatte Mühe, seine Vorfreude zu verbergen.

»Wie geht es Ihrer Frau?«, fragte er. Es war ihm bewusst, dass nichts auf der Welt Henderson so ärgerte wie die Erinnerung an seine Frau, die ihm vor Jahren mit einer Striptease-Tänzerin davongelaufen war.

»Der Teufel soll sie holen!«, knurrte Henderson. »Soweit ich weiß, betreibt sie zurzeit in Paris einen Nachtclub für Lesben.«

Forsyte grinste.

»Als sie noch mit mir zusammen war, zeigte sie keinerlei Interesse an Frauen. Ich genügte ihr vollauf. Die Ehe mit Ihnen scheint ihr nicht bekommen zu sein.

Aber jetzt entschuldigen Sie mich bitte! Ich muss vor Prozessbeginn noch etwas Wichtiges erledigen.«

Er nickte Henderson zu. Dann ging er mit langen Schritten auf die Tür zu, die zur Toilette führte.

Henderson blickte ihm versonnen nach.

Kein Mensch befand sich im Vorraum der Toilette. Kaum war Forsyte eingetreten, als die Tür hinter ihm wieder geöffnet wurde. Uninteressiert blickte er sich um.

»Sie?«, staunte er. »Was zum Teufel tun Sie hier? Sie sollten doch ...«

»Ich habe es mir anders überlegt«, sagte Carson. »Viel wichtiger als die alte Bude im Hafen abzufackeln ist mir, mit Ihnen zu sprechen.«

»Nicht so laut!«, sagte Forsyte. »Nicht hier und nicht jetzt. Ich schlage vor, wir treffen uns in einer Viertelstunde in ...«

»Sie haben wohl die Hosen voll, wie?«, lachte Carson. »Quält Sie Ihr schlechtes Gewissen? Weil Sie mich angelogen haben? Oder weil Sie mich umbringen wollen?«

»Was reden Sie da! Mann, haben Sie den Verstand verloren?«

»Nein, ich habe ihn endlich wiedergefunden. Sie wollten mich reinlegen, Forsyte. Sie haben behauptet, dass das Lagerhaus Ihnen gehört. Aber es gehört Ihrem Kollegen Henderson.«

»Es spielt doch keine Rolle, wem dieses verdammte Gebäude gehört! Ich bezahle Sie dafür, dass Sie es anzünden. Und ich bezahle Sie gut. Alles andere kann Ihnen völlig gleichgültig sein.«

»Ich mag es nicht, wenn man mich reinlegt. Ich liefere ehrliche, saubere Arbeit und ich erwarte das gleiche Verhalten von meinem Auftraggeber. Aber Sie wollen sich an Henderson rächen, weil er Ihnen mal die Braut ausgespannt hat. Und dazu missbrauchen Sie mich.«

»Ich habe Sie aus dem Gefängnis geholt, vergessen Sie das nicht!«

»Ich vergesse auch nicht, dass Sie mich ins Gefängnis gebracht haben. Dadurch haben Sie mein Leben zerstört.«

»Wir können in Ruhe darüber reden. Sie bekommen von mir genug Geld, um irgendwo auf der Welt ein neues Leben anfangen zu können.«

»Mit meinem alten Leben war ich ganz zufrieden. Vielleicht gehe ich einfach zur Polizei und erzähle alles. Das bringt Sie bis ans Ende Ihres Lebens hinter Gitter, und ich handle mir eine vorzeitige Entlassung aus dem Gefängnis ein.«

Forsyte lachte verächtlich.

»Niemand würde Ihnen glauben. Hier steht die Aussage eines kleinen Ganoven gegen die eines angesehenen Anwalts.«

Das Lächeln verschwand aus Carsons Gesicht. Er nickte nachdenklich.

»Dann bleibt mir nichts anderes übrig, als die Sache auf andere Weise zu Ende zu bringen.«

Carson griff in eine Tasche seines Anzugs. Als er die Hand herauszog, hielt er ein Springmesser darin. Er drückte auf einen Knopf am Griff und die lange schmale Klinge schnellte hervor.



Rooney hatte seine Pistole wieder in den Gürtel gesteckt. Er brauchte sie jetzt nicht. Nicht, solange Carson noch nicht hier war. Und dann ...

Rooney war plötzlich nicht mehr sicher, dass er Carson töten würde. Er hatte schon einen Menschen getötet, gestern, aber das war Notwehr gewesen. Er hatte getötet, um nicht selbst ermordet zu werden. Aber einem Menschen im Dunkeln aufzulauern und ihn aus dem Hinterhalt abzuknallen war etwas anderes. Rooney bezweifelte, dass er dazu imstande sein würde.

Wieder wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Es wurde ihm bewusst, dass er Angst hatte. Angst vor dem Augenblick, in dem Carson auftauchen würde.

»Ich muss weg hier!«, dachte er. »Raus aus dieser verdammten Falle.«

Irgendwo hier musste es doch einen Ausgang geben, außer dem großen Tor und der kleinen Stahltür etwa zwanzig Schritte daneben. Aber diesen Hinterausgang zu suchen würde in der Dunkelheit, die in der Lagerhalle herrschte, schwierig sein.

Er tastete sich an einer langen Reihe von Kisten und Containern entlang, bis er das Tor erreichte. Dann ging er an der Wand entlang nach links. Vielleicht hatten die Arbeiter ja vergessen, die kleine Stahltür abzusperren.

Sie hatten es nicht vergessen. Die Tür aufzubrechen war ein fast hoffnungsloses Unterfangen. Rooney ging wieder zum Tor zurück.

Das Tor ließ sich durch einen Motor öffnen und schließen. Einer der Druckköpfe zum Öffnen des Tors befand sich draußen, an der Außenwand. Vielleicht gab es einen solchen Mechanismus auch im Inneren der Halle.

Rooney tastete im Dunkeln die Wände ab. Es gab keine Druckknöpfe hier, nur einen Lichtschalter. Vielleicht sollte er einfach das Licht einschalten und warten, bis jemand kam und ihn herausließ. Aber dann würde er einige sehr unangenehme Fragen beantworten müssen. Wenn die Arbeiter ihn für einen Dieb hielten und der Polizei übergaben, würde er viele Jahre im Gefängnis verbringen.

Rooney beschloss, das Tor gewaltsam zu öffnen. In einer solchen Lagerhalle gab es immer Werkzeug, Brecheisen zum Beispiel. Wenn er sich beeilte und Glück hatte, würde er fertig sein, bevor Carson kam.

Draußen vor der Rampe fuhr ein Wagen vor. Es war kein Laster, sondern offenbar ein Personenwagen. Die Türen wurden geöffnet. Schritte näherten sich auf der Treppe, die zur Rampe hinauf führten.

»Sehr freundlich von Ihnen, Mister Montez, Ihre Mittagspause zu opfern, um uns einen Blick in die Halle werfen zu lassen«, hörte er eine Stimme sagen.

Er zog seine Pistole wieder und zog sich hastig tiefer in die Dunkelheit zurück.

Forsytes Gesicht war blass geworden. Er starrte auf das Messer in Carsons Hand.

»Machen Sie keinen Fehler!«, stieß er hervor.

»Ich habe nur einen Fehler gemacht in meinem Leben«, sagte Carson ruhig. »Ihnen zu vertrauen. Diesen Fehler mache ich jetzt gut. Dann verschwinde ich aus diesem Land. Mein kleiner Nebenjob hat mir genug Geld eingebracht, um davon bis an mein selbiges Ende sorgenfrei leben zu können. Ich muss nur noch Sie loswerden.«

Forsyte wich langsam zurück. Er hob abwehrend die Hände.

Carson machte einen schnellen Schritt nach vorn und stieß zu.

Die Klinge seines Messers bohrte sich genau in Forsytes Herz.

Forsyte brach zusammen, kippte zur Seite und blieb, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, zusammengekauert sitzen. Sein Kopf fiel nach vorn, bis sein Kinn die Brust berührte. Seine linke Hand hielt immer noch krampfhaft den Aktenkoffer umklammert.

Carson bückte sich zu ihm nieder und wischte am Anzug des Toten sein Messer ab.

Hinter sich hörte er, wie die Tür geöffnet wurde. Er fuhr herum.

⊙

Montez, der Vorarbeiter, schob einen Schlüssel in das Schloss neben dem Tor und drückte dann auf einen Knopf. Der schwere Rollladen bewegte sich ratternd nach oben.

»Was suchen Sie eigentlich?«, fragte er.

»Ein paar Kisten Benzin«, antwortete ich. »Eine selbstgebastelte Bombe. Oder auch nur einen Haufen Altpapier und Abfall. Irgendwas, was gut brennt.«

»Bombe?«, wiederholte Montez. »Sie meinen, die ganze Bude kann gleich in die Luft fliegen?«

»Das ist durchaus möglich«, nickte ich. »Sie sollten zu Ihrer Sicherheit lieber draußen bleiben.«

Phil blickte in die dunkle Halle, die durch die wenigen Oberlichter im Dach und das offene Tor nur spärlich beleuchtet war.

»Am besten teilen wir uns auf«, schlug ich vor. »Ich suche links, du, Phil, rechts, und Sie, O'Hara, nehmen die Mitte.«

»Sollten wir die Suche nach der Bombe, oder was auch immer es sein mag, nicht lieber den Experten von der Feuerwehr überlassen?«, fragte O'Hara.

»Die sind schon unterwegs«, antwortete ich. »Aber ich fürchte, auf sie können wir nicht warten. Vermutlich wird der Brand noch während der Mittagspause ausbrechen, wenn sich hier keine Arbeiter befinden. Der Brandstifter und sein Auftraggeber können ja kein Interesse daran haben, dass Menschen zu Schaden kommen. Natürlich könnten wir uns auch da draußen aufbauen, 100 Schritte entfernt, ein Bier trinken und in Ruhe abwarten, was hier geschieht. Wollten Sie das vorschlagen?«

»Nein«, antwortete O'Hara. »Natürlich nicht. Machen wir uns an die Arbeit!«

SASTE!
G-mon Jerry Cotton

Es war Rechtsanwalt Henderson, der in den Vorraum der Toilette eintrat. Henderson blieb verblüfft stehen. Ungläubig starrte er auf den toten Forsythe nieder.

»Sind Sie verrückt geworden?«, stieß er heiser hervor. »Mussten Sie den Drecksack ausgerechnet hier im Gerichtsgebäude abstechen?«

»Seine Sekretärin hat mir am Telefon gesagt, dass ich ihn hier finden würde«, antwortete Carson. »Mir scheint, es ist ein guter Platz zum Sterben für einen Rechtsverdreher. Ihr Pech, dass Sie Zeuge wurden. Jetzt muss ich auch Sie zum Schweigen bringen. Auf einen Toten mehr kommt es jetzt auch nicht mehr an.«

Mit dem Messer in der Faust ging er langsam auf Henderson zu.

Henderson drehte sich um. Er versuchte, die Tür aufzureißen und zu fliehen. Er hatte sie kaum einen Spalt weit geöffnet, als Carson sie mit einem kräftigen Fußtritt zuschlug.

Dann stach er zu. Doch die schmale lange Klinge des Messers verfehlte Hendersons Herz.

Henderson versuchte, den Angreifer von sich wegzustoßen. Mit überraschender Kraft trafen seine Fäuste Carsons Brust.

Carson stolperte einen Schritt zurück. Dann ging er von neuem zum Angriff über.

Diesmal zielte er nicht auf das Herz. Er zielte auf Hendersons Unterleib, unter den zur Verteidigung vor die Brust erhobenen Armen.

Die Klinge bohrte sich bis zum Heft in Hendersons Bauch. Henderson stöhnte.

Sein Gesicht verzerrte sich vor Schmerzen. Er ließ die Arme sinken.

Darauf hatte Carson gewartet. Hendersons Oberkörper hatte jetzt keine Deckung mehr.

Wieder stieß Carson zu. Diesmal traf die Klinge Hendersons Hals. Ein pfeifendes Geräusch war zu hören, als das Messer die Luftröhre durchschnitt und die Luft aus Hendersons Lunge entwich.

Henderson streckte die Arme aus. Carson wusste nicht, ob der Mann einen letzten Versuch machte, ihn zu erwürgen, oder ob er sich lediglich an ihm festhalten wollte.

Dann brach Henderson zusammen. Carson blickte auf die beiden Toten nieder.

»Ich weiß nicht, wer von den beiden der größere Gauner war«, murmelte er.

Die Tür öffnete sich. Zwei Männer erschienen darin. Stämmige Burschen in blauen Uniformen.

Zwei Sekunden lang blickten die beiden Cops reglos auf die Szene. Dann zogen sie ihre Schusswaffen.

»Wie das Leben so spielt!«, sagte einer von ihnen. »Zehn Jahre lang habe ich nur Falschparker aufgeschrieben. Dann will ich nur mal pinkeln gehen und fange einen Mörder!«

»Wir sind zu spät gekommen«, sagte der andere leise. »Nur ein paar Sekunden.«

»Nein, Sie sind zu früh gekommen«, sagte Carson resigniert. »Nur ein paar Sekunden.«

Er ließ das Messer fallen. Er wusste, dass seine Flucht zu Ende war. Bald

würde er wieder im Gefängnis sein. Bis ans Ende seines Lebens.

⊙

O'Hara war kein Feigling, aber er hasste Hinterhältigkeit jeder Art. Brandstiftung war hinterhältig, und Zeitbomben waren das Hinterhältigste, was O'Hara sich vorstellen konnte. Gegen einen bewaffneten Gangster kann man sich wehren, aber gegen einen Sprengsatz, der irgendwo versteckt ist und plötzlich losgeht, nützen weder kräftige Fäuste noch automatische Pistolen.

Langsam ging O'Hara tiefer in die Halle hinein. Der Lichtstrahl der Taschenlampe in seiner linken Hand glitt über hochgestapelte Kisten, Container und Kartons. In jedem dieser Behälter konnte die Bombe versteckt sein.

Aber vielleicht war der Brandstifter ein Primitivling, der einfach ein paar Kanister Petroleum ausgeschüttet hatte, um im passenden Augenblick ein brennendes Streichholz in die stinkende Lache zu werfen.

O'Hara blieb stehen und schnupperte. Ein dumpfer, muffiger Geruch erfüllte die Halle, ein unangenehmer Geruch, aber offenbar nicht gefährlich.

Langsam ging O'Hara weiter.

⊙

Rooney hatte sich tiefer in die Halle zurückgezogen. Jetzt kauerte er zwischen zwei turmhohen Kistenstapeln, nur gedeckt von einigen Kartons, die angeblich Fernsehgeräte enthielten.

Er spürte den Schweiß an seiner rechten Hand, die die Pistole hielt. Schweiß rann ihm von der Stirn in die Augen. Aber er wagte nicht, die freie Hand zu heben und den Schweiß wegzuwischen. Das geringste Geräusch, die geringste Handbewegung konnten ihn verraten.

Mit angehaltenem Atem lauschte

er auf die Schritte, die langsam näher kamen. Der Strahl einer Taschenlampe glitt über die Kisten. Rooney duckte sich noch tiefer nieder.

Erleichtert hörte er, dass der Mann an ihm vorbeiging, jenseits der Kartons mit den Fernsehgeräten, nur eine Armlänge entfernt.

Sofort erkannte Rooney seine Chance.

Er richtete sich auf, zwängte sich zwischen den Fernsehern und einigen Metallbehältern hindurch und trat lautlos hinter den Mann mit der Taschenlampe.

Seine linke Hand legte sich von hinten um den Hals des Mannes, der Schalldämpfer an der Mündung seiner Pistole drückte gegen dessen Hüfte.

»Keinen Laut!«, hörte O'Hara ein Flüstern dicht hinter seinem rechten Ohr. »Einen Mucks, und ich mache dich kalt!«

O'Hara war stehen geblieben. Mit allem hatte er gerechnet, aber nicht damit, dass der Brandstifter noch hier sein konnte. Wie war der Mann bloß in die abgesperrte Halle gekommen?

O'Hara verdrängte den Gedanken schnell wieder. Mit dieser Frage konnte er sich später beschäftigen. Jetzt ging es nur darum, am Leben zu bleiben.

»Zum Tor!«, flüsterte Rooney. »Schön langsam und vorsichtig. Wenn du Dummheiten machst ... Schalte die verdammte Taschenlampe aus!«

O'Hara gehorchte. Er schaltete die Lampe aus. Dann setzte er sich in Bewegung.

Der andere ging dicht hinter ihm. Der linke Arm des Verbrechers drückte so heftig gegen seine Kehle, dass er kaum Luft bekam.

Plötzlich stieß O'Hara mit der Fußspitze an einen Gegenstand, der auf dem Boden lag. Es war eine leere Flasche, achtlos von einem Arbeiter weggestellt.

Sie rollte zwei Schritte weit über den Betonboden und blieb dann liegen.

»Alles in Ordnung, O'Hara?«, hörte er die Stimme seines Kollegen Cotton fragen, irgendwo hinter etlichen Kisten.

»Antworte!«, befahl Rooney leise.

»Ja, alles in Ordnung«, rief O'Hara zurück.

Der andere schob ihn vorwärts, weiter auf das Tor zu.

»Noch ein solcher Fehler und ich jage dir eine Kugel in den Wanst!«, drohte er.

Schritt für Schritt näherten sich die beiden dem weit offenen Tor. Montez, der Vorarbeiter, war nirgends zu sehen. Sie hatten das Tor fast erreicht, als links von ihnen die Gestalt eines Mannes auftauchte.

»Bleiben Sie stehen!«, schrie Rooney. »Eine Bewegung und ich schicke Ihren Kollegen zur Hölle!«

Seine Stimme klang schrill. Der Mann war der Panik nahe. In einem solchen Zustand sind Menschen völlig unberechenbar.

»Beruhigen Sie sich, Rooney!«, sagte ich. »Wenn Sie vernünftig sind ...«

»Woher kennen Sie meinen Namen?«

»Das spielt jetzt keine Rolle«, antwortete ich. »Jetzt geht es nur darum, dass keiner von uns Dummheiten macht. Sie sind gerade dabei, eine Dummheit zu begehen.«

Rooney lachte hysterisch.

»Ich habe alle Trümpfe in der Hand«, sagte er. »Wenn Sie versuchen, mich aufzuhalten, bringe ich Ihren Kollegen um. Das wollen Sie doch nicht, oder?«

Er wartete meine Antwort nicht ab, sondern schob O'Hara weiter auf das Tor zu. Dabei ließ er mich nicht aus den Augen.

»Sie werden nicht weit kommen«, sagte ich.

Er warf einen schnellen Blick durch das Tor hinaus. Draußen vor der Rampe stand mein Wagen.

Rooney lachte.

»Mit diesem Schlitten werde ich sogar sehr weit kommen! Niemand kann mich mehr aufhalten.«

Er schob O'Hara durch das Tor hinaus auf die Rampe. Immer noch schaute er zu mir herüber.

Deshalb sah er nicht den Mann, der draußen stand, rechts vom Tor, dicht an der Wand.

Der Mann machte einen schnellen leisen Schritt nach vorn, hob den rechten Arm und schlug zu.

Der Lauf der Waffe in Phils Hand traf Rooney am Hinterkopf:

Rooney brach zusammen wie vom Blitz gefällt. Immer noch lag sein linker Arm um O'Haras Hals. Im Fallen riss er den Mann mit sich zu Boden.

Phil bückte sich und nahm ihm die Pistole aus der kraftlosen Hand. Er schob die Waffe in seinen Gürtel und steckte seine eigene Dienstpistole in das Schulterhalfter.

O'Hara rappelte sich auf.

»Wo kommen Sie denn so plötzlich her?«, fragte er verwundert.

»Sie haben mich doch gerufen«, antwortete Phil lächelnd.

»Ganz im Gegenteil. Ich habe gesagt, dass alles in Ordnung ist.«

Phils Lächeln wurde zu einem Grinsen.

»Sie sind kein guter Lügner, O'Hara. Ich habe Ihrer Stimme sofort angehört, dass Sie in Schwierigkeiten sind. Ebenso wie Jerry. Aber ich war eben schneller.«

Schon seit ein paar Sekunden war die Sirene eines Feuerwehrwagens zu

hören. Jetzt tauchte das rote Fahrzeug am Ende der Sackett Street auf und kam schnell näher.

»Ich denke, die Suche nach einer Bombe oder dergleichen können wir jetzt denen da überlassen«, sagte Phil. »Der da wird es uns wohl nicht verraten. Vermutlich weiß er es selbst nicht.«

Dann bückte er sich nieder, drehte dem immer noch Bewusstlosen die Arme auf den Rücken und legte ihm Handschellen an.

»Er wird uns eine Menge zu erzählen haben, wenn er wieder zu sich kommt«,

sagte ich. Ich war inzwischen näher getreten.

»Das fürchte ich auch«, nickte Phil bekümmert. »Wenn wir uns alles angehört haben, werden wir auch noch einen Bericht schreiben müssen. Ich fürchte, wir werden das Mittagessen ein paar Stunden verschieben müssen. Sie sehen, Kollege O'Hara, der Beruf, den Sie sich erwählt haben, hat erhebliche Schattenseiten.«

»Mag sein«, grinste O'Hara. »Aber ich schätze, Mister Rooney hier würde jetzt liebend gern mit uns tauschen.«

ENDE

Sie lasen einen Roman mit der Bastei-Zinne.



Wo gute Unterhaltung zu Hause ist.